Andere Übergangszeiten.

Roman

von

F. Peters.

Leipzig 1888.
Verlag von Feodor Reinboth.

Andere Übergangszeiten.

Roman

von

F. Peters.

Leipzig 1888.
Verlag von Feodor Reinboth.

Vorwort.

Die vorliegende Arbeit hat schon manche sachverständige Brille über sich gesehen; sie hat Zustimmung und Lob gefunden, aber auch viel Schütteln des Kopfes erregt. Auch andere, die sich nicht rühmen können, Männer vom Fach zu sein, haben sie gelesen und besprochen. Es mögen hier die anerkennenden Beurteilungen unerwähnt bleiben und nur einige tadelnde eine Stelle finden.

Nehmen Sie mir's nicht übel sagt einer, ich kann Ihr Werk nicht loben. Ich erkenne Ihren Fehler; Ihr Herz ist voll Bosheit und weß das Herz voll ist, davon geht Ihnen der Mund über. Daher die vielen Ecken und Spitzen, die verletzend wirken.

II

Lieber Freund, entgegne ich, könnte ich Ihnen doch einen Blick in mein Herz verschaffen, Sie würden finden, daß es gar nicht so schwarz ist. Ich sehe eben manches, wie wohl andere auch; nur drängen in mir Kopf und Herz gleichmäßig darauf, das Gesehene wiederzugeben, ohne daß ich deswegen von dem Wunsche erfüllt wäre, jemandem wehe zu thun. Freilich bin ich auch nicht so voller Rücksichten, daß ich mir bei jeder Äußerung die Frage vorlege, ob sie wohl irgendwo verletzen könne.

Ach was! ruft ein anderer — ein intimer, alter Freund und Dutzbruder, der aus diesem Verhältnis zu mir das Recht herleitet, ungeheuer grob zu sein — ach was! das ganze Ding ist von Anfang bis zu Ende nichts wert. Zu was — um nur mit einem anzufangen — zu was brauchst Du unsern lieben, guten, alten deutschen Partikularismus zu verhöhnen, den wir in Jahrhunderten so sorgsam großgepäppelt haben. Zu was brauchst Du ihm boshaft aufzulauern und ihm seine kleinen Wunderlichkeiten abzulauschen, um sie hernach zum Spott und Spektakel für alle

Welt auszuschreien — unserm guten, lieben, alten, harmlosen Partikularismus!

Nun, so harmlos ist der deutsche Partikularismus doch keineswegs, denn . . .

Ach was! da soll denn doch gleich! . . .

Bitte, alter Freund, ruhig Blut! Laß mich reden, hernach kommst Du auch wieder an die Reihe.

Jeder in Deutschland ist stolz auf seine besondere Landes- und Stammesangehörigkeit, fühlt sich mit hohem Selbstbewußtsein als Schwabe, Hesse, Holsteiner, Mecklenburger und glaubt sich auch von anderen in dieser Sondereigenschaft hochgeschätzt; Deutscher ist er nur so nebenher. Das möchte noch hingehen; aber diese hohe Selbstschätzung ist verbunden mit Geringschätzung der anderen Deutschen, die um so größer wird, je ferner sie ihm stehen.

Wenn nun ein solcher Partikularist im Auslande mit seinen Sonderansprüchen als Schwabe u. s. w. auftritt, so wird er einfach ausgelacht und muß es sich wohl oder übel gefallen lassen, als Deutscher schlechthin behandelt, das heißt mit

jener von ihm selbst geringgeschätzten Masse auf gleiche Stufe gestellt zu werden. Was Wunder, daß das verkümmerte Vaterlandsgefühl dem selbstbewußten Ausländer gegenüber sich bald verkriecht. Daher die vielen yankeesierten, englisierten, französierten und — horribile dictu — pollackisierten Deutschen.

Und diese Ausländerei ist nur eine der schlimmen Folgen des Partikularismus. In der inneren Politik wird er in den Händen boshafter und geschickter Agitatoren zu einer schwerwiegenden Macht; Exzellenz Windhorst könnte Dir . . .

Ach was! nun wirst Du schon wieder persönlich. Lassen wir meinetwegen den Partikularismus — das ist nur so eines von vielem. Zu was brauchst Du überhaupt immer politische Würze an Deinen Brei zu thun. Von all Deinem Machwerk, das ich ja immer schon im Manuskript lesen muß — und Du hast schon ein hübsches Päckchen zusammengeschmiert; Gott sei's geklagt — fast von jedem Deiner Machwerke kann man sagen:

„Ein garstig Lied. Pfui! ein politisch Lied.“

Zu was brauchst Du auf eine Verwaltungsepoche im Reichslande zurückzugreifen, die zwar vorüber, aber noch nicht lange vorüber ist. Zu was brauchst Du den Verdacht zu erregen, als ob in jener Epoche einzelne Notable Spionage getrieben hätten.

Zu was brauchst Du einen Elsässer zu verhöhnen, der gern den Franzosen spielen möchte — doch wahrlich ein unschuldiges Vergnügen!

Zu was brauchst Du den Krieg eine wilde Bestie zu schimpfen, den doch Generalfeldmarschall Graf v. Moltke Exzellenz und andere Männer, die turmhoch über Dir stehen, als eine vorzügliche Einrichtung anerkannt haben.

Zu was brauchst Du Schriftsteller zu verhöhnen, die gerne mit vornehmen Leuten verkehren — wenigstens in ihren Büchern — und die, beiläufig bemerkt, zehnmal bessere und besonders längere Sachen schreiben als Du.

Zu was brauchst Du ahnen zu lassen, daß jemand eine Liebschaft hat, ohne zugleich den Wunsch zu hegen, den Gegenstand seiner Neigung zu heiraten; etwas was doch bei uns in keiner

guten und anständigen Erzählung mehr vorkommen darf, seit wir zur Epoche der geschlechtslosen Dichtung vorgeschritten sind.

Du nimmst Dir überhaupt heraus, etwas besonderes vorstellen zu wollen. Du arbeitest nicht nach Vorbildern.

Könntest Du wohl nicht, wie andere gute und ordentliche Schriftsteller, aus einer anerkannt guten Zeitschrift, einen guten, tugendhaften Roman vornehmen, Namen und Handlung umändern — eine wahre Kleinigkeit für Dich, denn Flausen fallen Dir so massenhaft ein — und so einen guten, langen Roman herstellen, den in jeder Familie jedes Mitglied von der Großmutter bis zum ABC-Schützen unbedenklich lesen könnte, einen schönen, langen Roman wie andere gute und ordentliche Schriftsteller ihn anfertigen!

Du schreibst aber darauf los, wie ein Narr! Du willst immer nur das vorbringen, was in Deinem eigenen dummen Querkopf sich ausbrütet.

Zu was brauchst Du . . .

Hör auf! Hör auf! Bruderherz, Du erdrückst mich mit Deinen Vorwürfen. Jedem

einzelnen müßte ich ein ganzes Kapitel widmen, wenn ich ihn widerlegen wollte; dafür ist aber in dem beschränkten Raum einer Vorrede kein Platz. Ich hoffe, daß sich geneigte Leser und — was ganz besonders erfreulich wäre — Leserinnen finden werden, die mich Leuten von Deinem Schlage gegenüber in Schutz nehmen!

Finstingen im Oktober 1887.

In der schönen Ebene am Oberrhein, nahe am rebenumkränzten Fuß der anmutig geschwungenen Bergkette, liegt ein stilles Dorf. Nicht weltvergessen, aber doch wenig bewegt von den gewaltigen Strömungen und Stürmen der Zeiten. Ein zufriedenes Geschlecht verlebt dort Jahrzehnt um Jahrzehnt in behaglichem Wohlstande. Alte Sitte, zäh bewahrt, vererbt sich von Menschenalter zu Menschenalter und nur nach hartem Kampf findet das neue Eingang, mag es kommen, von wo es will. Widerwillig wird es getragen, bis seine Herkunft vergessen ist und Alt und Jung es nur noch als etwas kennen, was von jeher nicht anders war im Dorfe und also der Überlieferung der Altvordern nicht mehr widerspricht.

Von jeher stand in dem Dorfe ein würdiges Pfarrhaus, nur wenig unterschieden von den stattlichen Bauernhäusern. Ein Blumengärtchen vor der Thür zeichnete es aus, die Stockwerke

waren etwas höher, die Fenster etwas größer und blanker.

Von jeher folgte in diesem Hause ein würdiger Pfarrer dem andern — so wenigstens war die Vorstellung. Mochte wirklich einmal im Laufe der Zeiten ein weniger ehrbares Mitglied des geistlichen Standes jenes Haus bewohnt haben, so wurden gewiß seine Schwächen möglichst übersehen und jedenfalls, als der Überlieferung durchaus widersprechend, bald vergessen.

Zur Zeit unserer Erzählung wohnte in dem Hause mit Weib und Kind ein Mann, der tadellos wandelte vor dem Herrn, soweit angeerbte menschliche Sündhaftigkeit dies zuläßt. Nicht mit jener bewußten, oft erheuchelten Tugendsamkeit, sondern ein heiterer zufriedener Mann, ein Gleicher unter Seinesgleichen, dem alles was er that, glaubte und sagte, selbstverständlich erschien.

Die kleinen Sorgen des Lebens, die sonst wohl bei dem schmalen Pfarreinkommen das behagliche Heim getrübt hätten, blieben fern, weil die Gattin mit etwas Vermögen dem Haushalt aufhalf.

Die Gatten gingen ruhig, fast gleichgültig scheinbar, nebeneinander her. Dennoch hatten

gegenseitige Achtung, Vertrauen und herzliche Zuneigung ein festes, inniges Band unter ihnen geknüpft.

Mit den Gemeindemitgliedern lebte der Pfarrer in einem patriarchalischen Verhältnis. Er war fröhlich mit den Fröhlichen und traurig mit den Traurigen. Die gesellschaftliche Kluft, die ihn von ihnen trennte, war vielfach überbrückt. An den Sonntagnachmittagen saß er wohl in der ersten Wirtschaft des Dorfes mit älteren Bauersleuten zusammen bei einem Glase Wein in einem ehrsamen Gespräch über Geburten, Todesfälle, Wetter, Ernteaussichten, Liebschaften u. s. w. Die Frau, die Tochter eines Fabrikanten, hatte mit den Dorfleuten weniger Gemeinschaft, wenn sie ihnen auch keineswegs kühl oder hochmütig entgegentrat.

Zwei Kinder waren der Ehe entsprossen, ein Knabe, der zur Zeit unserer Erzählung etwa zwölf Jahre zählte, und ein beträchtlich jüngeres Mädchen. Noch ein gleichaltriges Mädchen wuchs in dem Hause auf, die Tochter einer verstorbenen Kousine der Frau. Der Wittwer stand als Offizier im

fernen Afrika und sah seine Tochter oft in Jahren nicht.

In vielfacher Berührung mit der Dorfjugend reiften die Kinder pausbäckigen Angesichts urwüchsig heran. Sie verrohten dabei nicht, denn die Bauernkinder waren in ihrer Art gut erzogen, und wollte sich ja einmal eine kleine Unmanier einschleichen, so bemerkte die Mutter sie sogleich und wußte sie ihnen abzugewöhnen, ohne daß sie es recht merkten. Johannes hatte zudem einen ebenbürtigen Spielgenossen in François, dem Sohne des Notars.

Komm Désirée, sagte Johannes, der Sohn des Pfarrers, eines Tages zu seiner Kousine, François hat eine neue Armbrust bekommen, die wollen wir ausprobieren. Du kannst zusehen und darfst vielleicht auch einmal schießen.

Und ich soll zu Hause bleiben, schmollte Anna, Johannes' Schwester.

Du sollst ja der Mutter Erdbeeren pflücken helfen, sagte Johannes mit der Würde des älteren Bruders, hast du das vergessen?

Ach ja, erwiederte Anna ohne Übellaunigkeit, geht nur.

François wußte von seiner neuen Armbrust viel Rühmens zu machen.

Ich habe schon einmal ganz nahe an einer Krähe vorbeigeschossen. In ein paar Tagen hole ich jeden Spatz damit vom Dache herunter.

Man beschloß nach einer Scheibe zu schießen. Anfangs war François im Vorteil, bald aber hatte Johannes, der viel ruhiger zielte, ihn eingeholt und nicht lange, so schoß er besser.

Die Knaben wetteten um Bohneneinsätze. Aber trotz des wertlosen Einsatzes erhitzte François sich mehr und mehr.

Du zielst zu lange, rief er endlich, das ist nicht anständig.

Warum soll denn das nicht anständig sein? Wir haben ja Zeit genug, und du kannst ja auch lange zielen, wenn du willst.

Ich thue es nicht, weil es nicht anständig ist.

Johannes ließ sich nicht irre machen, zielte wieder bedächtig und traf sehr gut.

Da riß ihm François ärgerlich die Armbrust aus der Hand und schleuderte sie fort.

Jetzt wurde auch Johannes zornig und ballte seine derben Fäuste.

Désirée hatte dem Zwist der Knaben mit Unruhe zugeschaut und mit dem unbestimmten Gefühl, daß sie etwas thun müsse.

Zum erstenmal erwachte die weibliche Schlauheit in ihr.

Da sitzt ein Hase hinterm Gartenzaun, rief sie, und rannte davon, die beiden Knaben ihr nach.

Als sie an den ziemlich entfernten Gartenzaune anlangten, war dort aber nichts zu sehen, als ein alter graubrauner Lappen.

Du hast uns zum besten gehabt, Désirée, sagte Johannes mit ernstem Vorwurf.

Désirée zog ein schiefes Mäulchen und wußte nichts zu erwidern.

François aber lachte hell auf, gab Johannes die Hand, umarmte Désirée und gab ihr einen schallenden Kuß.

Du bist ein prächtiges Mädel und meine liebe kleine Freundin.

Die Kinder beschlossen jetzt, nach dem Garten des Pfarres zu gehen und beim Erdbeerenpflücken zu helfen. Die Frau Pastorin begrüßte sie freundlich. Anna war so eifrig beschäftigt, daß sie kaum aufsah, auch Johannes war alsbald

ernsthaft bei der Arbeit. François und Désirée trieben die Sache mehr als Spielerei, ließen häufig ein Beerchen im Munde verschwinden und sahen einander dabei neckisch an.

Wir wollen nach den Kaninchen sehen, ob sie zu fressen haben, schlug François Désirée vor und beide entfernten sich.

Am Kaninchengitter warfen sie den Tieren ein paar Blätter vor und sahen müßig ihrem Treiben zu.

Der große Graue da sieht grade aus wie unser Dorfschulmeister, meinte François

Désirée sah ihn nachdenklich an; sie konnte sich nicht vorstellen, daß ein Tier einem Menschen gleichen könne.

Gibt es auch Tiere, die sprechen können? fragte sie endlich.

Ja, Papageien.

Ach, schenke mir einen.

Die sind sehr teuer, sagte Francois mit Überlegenheit, wenn wir erst beide groß sind und ich mehr Geld habe, sollst du einen bekommen.

II.

Die Knaben wuchsen heran und besuchten das Gymnasium der Stadt. Beide waren fleißige und fähige Schüler und rückten in regelmäßigen Zeitabschnitten in die oberen Klassen hinauf. Die Ferien verbrachten sie im heimischen Dorf oder auf kleinen Fußreisen. Zuweilen begleiteten sie auch die Eltern in Badeorte oder Sommerfrischen.

Es war wieder einmal schöner warmer Sommer. Aus Schul- und Hörsal, aus Sitzungssälen und Büreaus strömte Jung und Alt hinaus in den lachenden Sonnenschein in die fröhliche Ferienzeit.

Unser Pfarrer Schneider ging dies Jahr mit seiner Familie, zu der selbstverständlich auch Désirée gehörte, nach Baden-Baden. François schloß sich ihnen einstweilen an, weil sein Vater noch durch dringende Geschäfte zurückgehalten wurde.

Am Tage ihrer Ankunft promenierte dort in der Lichtenthaler Allee ein Herr, der ersichtlich ein deutscher Professor war. Neben ihm ging seine Gattin, die ihrer Kleidung und Haltung nach nicht zu ihm paßte — sie war viel zu elegant. Indes hatte wenigstens ihr Gesicht einen etwas

blaustrumpfigen Ausdruck, vielleicht infolge der langjährigen Ehe.

Die Eltern waren begleitet von ihrem Sohn Wilhelm, einen schönen Jüngling von kräftigem Wuchs, aber mit etwas leidendem Gesichtsausdruck. Auf seiner Jugendblüte lastete der Staub des deutschen Gymnasiums. Dennoch blitzt es zuweilen kühn und neckisch aus den blauen Augen.

Schulte! rief plötzlich ein Herr, der die Familie überholt hatte und stehen blieb.

Schneider! tönte es ihm entgegen. Es war unser Pfarrer, der seiner Familie vertrauensvoll das Auspacken und Einräumen überlassen hatte, um so schnell wie möglich einen Spaziergang in der herrlichen Umgebung Badens zu machen.

Das ist ja prächtig, daß wir uns hier treffen — meine Frau, mein Sohn Wilhelm stellte Schulte vor.

Die beiden Herren waren Universitätsbekannte, Pfarrer Schneider hatte in Erlangen studiert, dort hatte sie nicht bloß die studentische Kneiperei, sondern zu ernsterer und dauernderer Verbindung ein gemeinsames Interesse für Archäologie zusammen geführt. Sie waren seit jener Zeit in

Briefwechsel geblieben und hatten sich auch hin und wieder gesehen, ihre Familien aber waren noch gar nicht miteinander bekannt.

Die beiden Herren waren bald so in ihr Gespräch vertieft, daß sie auf nichts mehr achteten und die Frau Professorin sie zur Umkehr und sodann an der Straßenecke, wo ihre Wege sich trennten, zum Anhalten ermahnen mußte. Beim Abschied verabredete man für den nächsten Tag einen gemeinschaftlichen Ausgang nach einem der Aussichtspunkte.

Der Spaziergang am nächsten Morgen wurde vom schönsten Wetter begünstigt. Die beiden Herren hatten darauf aber wenig Acht, sondern hatten bald alles um sich vergessen, wie am vorigen Tage. Die Frau Professor bemächtigte sich der Frau Schneider, die drei jungen Leute vernachlässigten in knabenhafter Überhebung die beiden niedlichen Mädchen und waren bald in eifrigem Gespräch über das was ihnen am meisten am Herzen lag, oder richtiger, was sie am meisten drückte, über die Schule. Die Anforderungen in den einzelnen Klassen, den einzelnen Fächern wurden verglichen und Personen und Ereignisse

besprochen. Hierbei errang sich Wilhelm Schulte die Bewunderung seiner Zuhörer durch seine rücksichtslose Kritik. Er zog die Fähigkeiten der einzelnen Lehrer in Zweifel und nannte einen sogar unwissend, einen andern halb verrückt. Dabei gebrauchte er erstaunliche Ausdrücke wie „Pennal“ für Gymnasium und „der Alte“ für Direktor.

Als er sich endlich über den Religionsunterricht lustig machte und einen alten Lehrer, der diesen Unterricht erteilte, ein altes Kameel nannte, wurde es Johannes zu viel, so daß er etwas von schuldiger Ehrerbietung murmelte. Wilhelm hatte hierauf nur ein spöttisches Lächeln, wurde aber doch infolge der Unterbrechung etwas einsilbig, und als seine Begleiter in Betrachtung eines Raubvogelnestes, das François entdeckt hatte, stehen blieben, ging er vorauf und holte die beiden Mädchen ein.

Beide gefielen ihm sehr, indes forderte Anna seine Spottlust heraus durch eine steife Ehrsamlichkeit, die dem hübschen jungen Geschöpf allerdings seltsam genug anstand. Er benahm sich ihnen gegenüber, wie er es in seiner Heimat auf Schüler=

bällen gelernt hatte, d. h. er behandelte sie wie erwachsene Damen, was ihnen sehr sonderbar vorkam.

Tanzen Sie gern? fragte Wilhelm.

Wir haben noch nicht Tanzen gelernt, erwiederte Anna, mein Vater hält das Tanzen für ein schädliches Vergnügen.

Ach! ist Ihr Herr Vater so fromm?

Das schien ihr eine sehr sonderbare Frage, denn sie hatte noch nie daran gedacht, daß ihr Vater etwa nicht fromm sein könne.

Mein Vater sagt, daß er das Tanzen für keine Sünde halte, daß es aber leicht der Gesundheit schädlich werden könne, und deshalb sollen wir es nicht so früh lernen und auch später möglichst vermeiden.

Dann sind Sie gewiß mit Ihrem Vater wenig zufrieden.

Die Frage erschien ihr wieder so merkwürdig, daß sie darauf nicht antworten konnte, oder wollte. Die dadurch entstandene Pause benutzte Wilhelm um plötzlich zu fragen: wie denken Sie über Rußland?

Anna kannte diese abgedroschene Redensart nicht und erwiederte mit großem Ernst:

Die Russen gehören der griechisch katholischen Kirche an, welche noch mehr im Formenwesen erstarrt ist, wie die römisch katholische.

Ausgezeichnet und sehr protestantisch, sagte Wilhelm und murmelte: einen rauf.

Welcher Völkergruppe gehören sie denn an?

Es sind Slawen.

Désirée ärgerte sich über das übermütige Benehmen des Schülers und fragte dazwischen, ob er sich zum Schulmeister ausbilden wolle?

Gewiß! erwiederte Wilhelm schlagfertig, aber nur für Damen.

Plötzlich schrie Anna auf und schüttelte heftig ihr rechtes Füßchen. Eine große, überaus häßliche Raupe war an ihrem Schuh heraufgeklettert und berührte schon den weißen Strumpf. Trotz allen Schüttelns setzte sie langsam und sicher ihren Weg fort. Désirée war, wie Anna, ganz bleich geworden und wußte nicht zu helfen, denn solche Tiere erregten ihr ganzes Entsetzen, François und Johannes waren weit zurück. Unter solchen Umständen fand Wilhelm es angezeigt, rasch zu

handeln, packte den Unhold und schleuderte ihn ins Gebüsch.

Der kleine Zwischenfall veränderte die Stimmung. Johannes und François kamen herzu, Anna bedankte sich lebhaft, Wilhelm fühlte einen gewissen Ritterstolz und bald war man in lebhafter Unterhaltung über Heimat, Beschäftigung und Zerstreuungen, wobei Wilhelm den albernen, altklugen Ton ganz ablegte. Als der Spaziergang beendet war, trennten sich die jungen Leute wie alte Bekannte. Es folgten sich jetzt häufig Besuche, Spiele, Spaziergänge, bei denen sich Wilhelm in voller Natürlichkeit als ein gutmütiger, munterer Bursche zeigte, der es sich auch besonders angelegen sein ließ, für die Unterhaltung der Mädchen zu sorgen, wobei freilich manche kleine Neckerei mit unterlief. Johann wetteiferte häufig mit ihm in körperlichen Übungen, in denen er ihm gewachsen war. François beteiligte sich wenig an diesen Unterhaltungen, weil seine Eltern bald nachkamen und einen andern Kreis aufsuchten.

Als die schöne Zeit in Baden-Baden zu ende ging, trennten sich die Familien Schneider und Schulte mit aufrichtigem Bedauern und dem Ver-

sprechen, wenn möglich, im nächsten Jahre wieder zusammenzukommen.

III.

Ja, im nächsten Jahr! — Als im nächsten Jahre der lachende Sommer hinauslockte zum frohen Naturgenuß in Bergen und Wäldern, an der See, in den Bädern, hielten es die beiden großen Nachbarvölkern einmal wieder für zeitgemäß, die Bestie im Menschen zu entfesseln, die in den europäischen Kulturvölkern besonders gut entwickelt und wohl dressiert erscheint. Sie raste über die blühenden Länder, Qual, Verwesung, Verzweiflung als ihre scheußlichen Spuren zurücklassend, wo sie ihre bluttriefenden Orgien feierte.

Auch durch das stille Dorf unseres Pfarrers dröhnte der eherne Tritt der Komißstiefel. Tagelang schallte mit kurzen Unterbrechungen das eintönige Geräusch des Marsches durch die Straßen, folgte endlos Staubwolke auf Staubwolke, aus der Bajonette und Helme hervorblinkten und ebenso einförmig Menschengesichter herausschauten, leeren Blickes, sonnengebräunt, müde.

Dann aber kamen auch Tage, in denen im Dorfe Rast gemacht wurde, und das waren Tage der Unruhe und Not.

Wohl hätte ein unbefangener und sachkundiger Beobachter, jemand der die Kriege der Neuzeit in anderen Gegenden gesehen hatte, zugeben müssen, daß die Haltung der Truppen eine gute, die Behandlung der Bevölkerung eine schonende zu nennen war, wenn man berücksichtigte, daß nun doch einmal Kriegszustand herrschte. Die meisten Beurteiler waren aber nicht unbefangen, am wenigsten unser Pfarrer. Er hatte von dem Maße der Menschlichkeit, die unter allen Umständen, also auch im Kriege, gelten müsse eine so hohe Vorstellung, stellte besonders an ein Volk wie das deutsche, dessen Kultur er sehr hoch schätzte, so hohe Anforderungrn, daß es ihm schon als empörende Roheit erschien, wenn hier und da das Gewünschte etwas dringend gefordert, oder gar vor den Augen des Eigentümers weggenommen wurde, oder wenn einmal ein Einwohner ein Schimpfwort, eine Grobheit zu hören bekam.

Indes war er stets bereit, ratend und ver-

mittelnd einzutreten, und ihm nicht am wenigsten war es zu verdanken, wenn die schlimme Zeit erträglich vorüberging. Einzelne Zwistigkeiten blieben aber doch nicht aus.

So erkannte einmal ein Viehhändler, der bis dahin geduldig Einlager aus aller Herren Länder über sich hatte ergehen lassen, in einem neuangekommenen Soldaten einen jungen Bauern aus dem Nachbarlande, mit dem er in besseren Zeiten manches Geschäftchen gemacht hatte. Diesem gegenüber hatte er Mut, den er in wütenden Schimpfereien sich austoben ließ, bis er durch eine wohlgezielte, tief erschütternde Ohrfeige zum Schweigen gebracht wurde. Er steckte sie ruhig ein, ohne sich bei den Offizieren zu beschweren, wohl in der Erwägung, daß in diesem Falle eine Wettschlagung eingetreten sei.

Endlich kam der Friede, aber mit ihm nicht die Ruhe, vielmehr für den Pfarrer eine Zeit voller Ärgernisse. Eine Menge fremder Menschen kam in das Land. Auch in das Dorf kamen gelegentlich einzelne, und dann wußte man noch lange davon zu erzählen, wie es in den Wirts-

häusern hergegangen war. Kam er einmal zur Stadt, so traf er sie überall, im Hotel, auf der Straße, in den Läden, in den Wirtschaften saufend, schreiend, renommierend, Grobheiten austeilend und einsteckend. Geld schienen sie alle zu haben, wenigstens warfen sie es mit vollen Händen fort. Von der stillen, mühsamen Arbeit, die auch damals, wie immer, in den Sälen und Arbeitszimmern geleistet werden mußte und geleistet wurde, bemerkte er zunächst nichts. Das Herz wurde ihm schwer, wenn er dachte, daß dies immer so fortgehen sollte. Und er glaubte an die Dauer der gegebenen Zustände, er teilte nicht die heißköpfigen Hoffnungen seiner Landsleute und verschloß die Augen nicht vor der Thatsache, daß Deutschland der überraschten Welt eine ungeahnt großartige Wehrkraft gezeigt hatte, deren Niederwerfung in absehbarer Zeit nicht zu erwarten stand. Er bemühte sich deshalb nach Kräften, sich in die neue Zeit zu finden, kam Behörden und einzelnen Personen bereitwillig entgegen, scheute sogar vor Anknüpfung von Bekanntschaften nicht zurück. Leider war das meiste, was er gelegentlich sah und hörte nicht von der

Art, daß es seine erschütterten Sympathieen wieder hätte beleben können.

So suchte ihn zuweilen ein Beamter, den er kennen gelernt hatte, auf, wenn er im Dorfe zu thun hatte. Da saß er nun wieder und unterhielt ein fades Gespräch. Es war um die Mittagszeit und er beklagte sich darüber, daß man im Gasthofe so sehr schlecht zu essen bekäme.

Wollen Sie vielleicht bei mir essen, à la fortune du pot? fragte der Pfarrer.

Alle verdünnt bo, erwiderte er mit einer verbindlichen Neigung des Kopfes.

Ich darf also auf das Vergnügen rechnen? fuhr der Pfarrer lächelnd fort.

Mit dem größten Vergnügen.

Er blieb also, aß und trank ohne guten Anstand recht reichlich, behandelte den Pfarrer wohlwollend, die kleinen Mädchen herablassend und war der Hausfrau gegenüber verlegen, weil diese aus ihrer Verstimmung kein Hehl machte. Endlich war er fort — was war nun das wieder für ein Mensch!

Das tolle Leben führte zum Schuldenmachen, zu Unterschlagungen und andern Ausschreitungen. Entlassungen kamen vor, wieder neue Personen

rückten ein. Endlich klärte sich das Chaos. Die schlechtesten Elemente wurden abgestoßen, die Geldflut verlief sich und mit ihr endete das liederliche Leben. Die Zeit übte ihren mildernden Einfluß. Der Pfarrer lernte manches Gute schätzen, das die neue Zeit gebracht hatte, dann auch Persönlichkeiten, die ihm zusagten. Auch mit Leuten wie jener Beamte, der bei ihm zu Mittag gegessen hatte, söhnte er sich aus. Er erfuhr, daß zu einer Stellung, wie jener sie bekleidete, große Vorbildung nicht erforderlich sei und konnte sich damit sein Benehmen erklären. Im übrigen erwarb grade jener wie mancher andere mit der Zeit sich Zutrauen und einen gewissen Grad von Beliebtheit durch die ruhige Gewissenhaftigkeit mit der er seine Amtsbefugnisse ausübte.

Während dessen war Johannes auf der Schule geblieben. Oft, in Augenblicken tiefer Verstimmung hatte sein Vater wohl daran gedacht, ihn von dort fortzunehmen, ohne sich entschließen zu können. Jetzt, wo er mit dem Zeugnis der Reife abgehen sollte, riet er ihm zu bleiben und das Schicksal seiner seßhaften Landsleute zu teilen.

Ganz anders ging jene Zeit an Notar Germain, François' Vater, vorüber. Dieser hatte eine ganz französische Erziehung genossen und wußte daher vom Auslande wenig. Die deutschen Zustände hatte er sich eigentlich nur vergegenwärtigt, um an ihrer Erbärmlichkeit die Herrlichkeit des eigenen Landes ermessen zu können. Dabei hatte er die Vorstellung, daß es für Deutschland — wenigstens für einen großen Teil desselben — ein Glück wäre, wenn der kaiserliche Aar sich herablassen wollte, es unter seine Fittige zu nehmen, und daß viele Deutsche im Stillen dieses Glück heransehnten. Er begrüßte daher den Krieg mit seinen Eroberungszwecken als etwas durchaus Vernünftiges, als eine Maßnahme, die einem unausgesprochenen Bedürfnis offen entgegenkam. Als nun die niederschmetternden Ereignisse eintraten, kamen ihm diese so unfaßbar, so unsinnig vor, daß er der festen Überzeugung blieb, das Schicksal werde in der ihm innewohnenden Gerechtigkeit seinen unüberlegten Streich alsbald wieder gut machen.

Vor den Unbilden des Krieges hatte er sich in die Schweiz zurückgezogen. Als er in die Heimat

zurückkehrte und den Hexensabath sah, der sich dort im ersten Siegestaumel entfesselte, wurde er nicht, wie Schneider, davon angewidert, vielmehr freute er sich um so mehr je toller es herging. Solche Zustände konnten nicht dauern, und schadenfroh malte er sich aus, wie alle diese übermütigen Existenzen zusammenstürzen würden, wenn das nahe Ungewitter hereinbräche.

Aber es brach nicht herein. Die Monate, die Jahre vergingen und mehr und mehr kamen ihm Zweifel. Die Zustände, welche die neue Zeit geschaffen, klärten, befestigten sich; so sehr er sich auch wehrte, er konnte sich der Erkenntnis nicht mehr verschließen, daß auf längere Zeit an eine Änderung der Lage nicht zu denken sei. Das verstimmte ihn tief, auch beschlich ihn wohl Beschämung, wenn er an die hochfliegenden Erwartungen dachte, die er gehegt hatte; er konnte die Lage nicht mehr ertragen und beschloß das Land zu verlassen.

So mußte auch François fort. Er nahm wehmütigen Abschied im Pfarrhause von den Pfarrersleuten, von Johannes und Anna. Als er endlich zu Désirée kam, die er allein im Garten traf,

kam die lang verhaltene Bewegung zum Ausbruch. Er ergriff ihre beiden Hände und stammelte einige Worte, dann, ganz von seinem Schmerz hingerissen, brach er in Thränen aus und preßte sie heftig an seine Brust.

Désirée wir sind immer so gute Freunde gewesen, vergiß mich nicht, behalte mich lieb.

Und sie schlang in kindlicher Unbefangenheit die Arme um seinen Hals und weinte mit ihm.

Nein, François, lieber François, sei nicht so traurig, nein, ich will dich gewiß nicht vergessen und dich immer lieb behalten.

Sie meinte das ganz treu und ernst, ohne sich etwas bestimmtes dabei zu denken.

IV.

Johannes Schneider bezog die Universität und zwar auf Wunsch seines Vaters eine recht fern gelegene. Die Briefe, die er von dort in die Heimat schrieb, waren keineswegs heiter. Die jungen Männer, mit denen er in Berührung kam, die Einwohner der Stadt, die Gegend, die Lebensweise, alles hatte für ihn etwas fremdartiges und

zumeist abstoßendes. Sein Vater, dem er seine Eindrücke und Empfindungen mitteile, riet ihm, er möge seine, hoffentlich nur vorübergehende Vereinsamung zu eifrigen Studien benutzen, diese wären das beste Mittel, sich über unangenehme Zeitläufe hinwegzuhelfen. Er studierte denn auch eifrig und zwar ging er hierbei seinen Liebhabereien nach, da sein Fachstudium ihm Zeit genug dazu übrig ließ. Grade diese Nebenbeschäftigungen führten ihn mit gleichgestimmten Leuten zusammen, und als er erst einige Bekanntschaften angeknüpft hatte, und diese nach und noch intimer wurden, fing er an sich heimischer zu fühlen. So kam es, daß er den Rat seines Vaters nicht ungern befolgte und im nächsten Semester wieder dieselbe Universität bezog. Für dieses, ein Wintersemester, hatte sein Vater ihm durch Professor Schulte einige Empfehlungen verschafft, die ihn in das Gesellschaftsleben einführten. Wieder war eine Zeit des Unbehagens zu überstehen, aber er überstand sie und zu Ende des Semesters befand er sich im Strudel einer Geselligkeit, die ihm mehr Zeit raubte, als ihm lieb war. Als er die erste Scheu überwunden

hatte, war er gesprächig geworden, und da er eine anziehende Persönlichkeit war, hatten ihm die Damen ihre Gunst zugewandt. Diesen Vorzug hatte er allerdings nicht allein seiner Persönlichkeit zu danken, sondern wohl ebenso sehr dem Umstande, daß er in jenen Kreisen „etwas neues" war, — genug er kam in die Mode und wurde aus den rein akademischen Kreisen in manche andere gezogen, die ihm mehr zusagten. In der Gesellschaft wurde neben anderen Dingen auch viel das Theater und die neuere Literatur besprochen. Hierin fühlte er sich nicht zu Hause und es bedurfte kaum der Anregung seiner Freundinnen, um ihn zu häufigem Theaterbesuch und eifrigem Lesen zu bewegen. Bei dieser Lebensweise machte er sich mit überraschender Schnelligkeit die Routine der Konversation zu eigen; bald war er sogar zu der hohen Fertigkeit gediehen, sich minutenlang lebhaft unterhalten zu können, ohne etwas zu sagen. Er hatte sich zu dem gediegenen Kern seines Glaubens und Wissens die glatte Schale verschafft, die diesem Kern durchaus nicht zu schaden braucht.

Dennoch hatte er sich auf den Sommer gefreut,

auf das Stillleben in einer hübsch gelegenen kleinen Stadt. Jetzt war er dort und: ja es gefällt mir recht gut, dachte er, ich wäre ja von Anfang an in solch Städtchen gegangen, wenn mein Vater es mir nicht ausgeredet hätte. Es ist doch recht einförmig, meinte er nach Verlauf von acht Wochen und fing an sich zurückzuziehen, und ausschließlich dem Studium zu leben. Doch das gefiel ihm auch nicht mehr recht, er arbeitete gern, aber etwas Zerstreuung wollte er dann doch zuweilen haben, und die Zerstreuungen die der Ort ihm bot, gefielen ihm nicht.

Es gewährte ihm keine Erholung, abends beim Bierkrug immer dieselben Gespräche zu führen und dazu noch oft ärgerliche Zänkereien um nichtige Dinge mitanhören zu müssen.

Wäre ich nur erst fort, seufzte er endlich, und ging möglichst früh in die Ferien.

Den Rest seiner Studienzeit verbrachte er an der Universität, die er zuerst besucht hatte. Seine Beliebtheit in verschiedenen Gesellschaftskreisen verstand er sich zu bewahren und da er frei von Eitelkeit war, so zog er aus seiner bevorzugten Stellung nur den Vorteil der Sicherheit und

Gewandtheit im Umgange, ohne in Übermut oder Blasiertheit zu verfallen.

Die Umwandlung, die während der Universitätsjahre mit ihm vorging, blieb nicht ohne Rückwirkung auf seine Angehörigen in der Heimat.

Nur sehr langsam und unvollkommen vermochte er die aufblühenden Mädchen für die fremde Welt zu erwärmen, in die er eingetreten war. Indes waren in dem stillen Landsitze viele Stunden der Lektüre gewidmet und hieran knüpfte er an. Er interressierte sich besonders lebhaft für alles was Désirée las, besprach das Gelesene mit ihr, schlug neue Bücher vor und lieh ihr aus seinem Vorrat. Sie hatte bisher wohl einiges aus deutschen Klassikern gelesen, allein es ging ihr wie wohl manchem anderen jungen Mädchen. Das mochte wohl alles recht klassisch sein — was ist das überhaupt „klassisch" — allein sie mußte oft dabei gähnen. Da waren doch die Bücher ganz anders, die Schneider ihr vorschlug. Da geschah doch etwas, was arme unklassische Tagesmenschen erfreuen oder betrüben konnte. Da fand ihre Neugier Befriedigung wie ihre Spottlust und ihr weiches Herz.

Schade, daß sie so wenig vom Theater wußte; hierüber konnte sie Schneider nicht genug erzählen hören, der die mit frischer Empfänglichkeit aufgenommenen Eindrücke auf das anregendste wiedergab. Es waren behagliche Stunden, die so in dem stillen Garten verplaudert wurden, und Schneider kam es dabei nach und nach zum Bewußtsein, daß Désirée sich zu einem reizenden Mädchen entwickelt hatte.

Während dieser Zeit hatte François Germain sich auf die militärische Laufbahn vorbereitet und war in die französische Armee eingetreten. Allein er konnte drüben nicht recht heimisch werden, er dachte zu viel an die alte Heimat und das liebe, kleine Mädchen, das er dort zurückgelassen hatte.

V.

Nach Beendigung seiner Studien trat Schneider in eines der Verwaltungsfächer ein. Seine Thätigkeit erschien ihm anfänglich recht ledern und langweilig; als er sich aber im Lauf der Monate und Jahre eingearbeitet hatte, fand er Gefallen daran.

Eines Tages sah er in einem der Büreaux einen Herrn, den er nicht recht unterzubringen wußte; er meinte, ihn im Leben schon irgendwo einmal gesehen zu haben. Nicht lange danach hatte er amtlich mit demselben zu thun und sie stellten sich vor: Schulte, Schneider.

Es war der Sohn des Professors Schulte, den Schneider vor Jahren in Baden-Baden kennen gelernt hatte. Sie erneuerten ihre alte Bekanntschaft, trafen sich häufig und waren bald gute Freunde.

Manche Meinungsverschiedenheit hatten sie miteinander auszufechten, wußten aber immer die Bitterkeit der Rechthaberei, auch beim zähesten Festhalten des einmal gewonnenen Standpunktes, zu vermeiden.

* * *

Heute ist das reinste Frühlingswetter, sagte Schneider.

Ja es zieht einem durch die Seele wie Appetit auf Spargel und Ahnung von Erdbeerbowle, erwiederte Schulte.

Jetzt kommt bald die Zeit, wo es an den

kleinen deutschen Universitäten hübsch wird, der deutsche Student lebt doch recht in und mit der Natur.

Ja, sagte Schulte, wenn nur in diesen niedlichen Städtchen der unaufhörliche Zank nicht wäre.

Ach, hast du das auch empfunden! Ich glaubte du als Urdeutscher müßtest dich in der durchräucherten Luft des Haders in deinem Element fühlen.

Nein, ganz und gar nicht! Ich habe mich auch als Student stets bemüht, einen ruhigen und behaglichen Gesprächston aufrecht zu erhalten; leider aber oft vergebens. Ich habe förmliche Studien gemacht, warum man sich und über was man sich immer zankt, und dabei gefunden, daß man in einigen Punkten von vornherein nachgeben muß, wenn man in Frieden leben will. Wenn du als Deutscher einem Deutschen gegenüber bereitwillig zugibst, daß seine engeren Landsleute am reichsten und am stärksten sind, am besten essen, die schwersten Examina machen und am besten französisch sprechen, so hast du die schlimmsten Klippen umschifft.

Du hast recht, lachte Schneider, es sind zu-

meist solche Sachen, um die man am heftigsten zankt.

Der Süddeutsche, fuhr Schulte eifrig fort, der über den Thüringer Wald schaut, sieht dort nichts als Sand, Armut, Kommiß und Schwindel. Der Norddeutsche sieht in umgekehrter Richtung nur ein Gewimmel armer unwissender Kleinbauern, die viel gutes Bier trinken und viele schlechte Wurst dazu essen; deren Land er auf Vergnügungsreisen in schönen Sommertagen meteorartig durchzieht, strahlend von Reichtum und Bildung — Das sind so die großen Gegensätze. Diese Gegensätze setzen sich aber innerhalb der bezeichneten Gebiete fort, besonders in den vorhin angedeuteten Punkten. Da ist zunächst der Speisepatriotismus: Wo ißt man am besten? Da streitet der Mecklenburger mit dem Holsteiner, der Holsteiner mit dem Hannoveraner, der Hannoveraner mit dem Westfalen.

Mit den Rheinländern ist gar nicht mehr zu sprechen; die halten sich für die ersten aller Deutschen, weil sie sogar angeblich französische Küche haben — außerdem sind sie noch mit dem code Napoléon behaftet.

In Süddeutschland, wo sich nach Norden hin der Patriotismus in den niederschmetternden Worten Luft macht: Die Breyße habbe nix ze peyße, streitet der Franke mit dem Schwaben, der Schwabe mit dem Baier u. s. w. Es wird nicht eher Einigkeit herrschen in deutschen Landen, als bis eine gleichmäßige, deutschnationale Reichsspeisekarte von Königsberg bis Konstanz, von Metz bis Breslau reicht, die überall die gleichen Verheißungen gleichmäßig glänzend erfüllt. Dann wird nicht mehr der Baier gegen den Schwaben stehen, die Faust geballt, edlen Zorn im Antlitz, jeder bereit einzutreten für die Vortrefflichkeit seiner heimischen Knödel und die Verwerflichkeit der gegnerischen. Dann werden die nunmehr in den sanften Gefühlen, die ein gleichmäßig wohlgefüllter Magen erweckt, wahrhaft geeinigten Brüder Hand in Hand dem Auslande entgegentreten mit einem großartigen, achtunggebietenden Reichsspeisepatriotismus.

Was nun die Frage des Französischen betrifft, so wäre vielleicht zunächst ein einheitliches deutschnationales Reichsfranzösisch festzustellen und sodann …

Hör auf Schulte, du malst die Zukunft zu

rosig. Übrigens ist es sieben Uhr und „dem Braven ist's gegonnen . . .“

Ja ja ich bin dabei, es ist doch gut, daß wir jetzt so vorzügliches bairisches Bier haben.

O bitte, das elsässische ist ebenso gut . . .

Und damit wären wir also wohl beim Bierpatriotismus angekommen, fuhr Schneider nach einer Weile fort.

Ja ganz richtig. Du weißt, ich bin auf diesen Gebieten des Patriotismus sachverständig und aus der Tiefe meines Nachdenkens über diese Fragen möchte ich dir einen Kompromiß vorschlagen:

Ich gebe im allgemeinen zu, daß das elsässische Bier ebenso gut, vielleicht sogar besser ist, als das bairische. Dagegen willigst du ein, daß wir beide im besondern bairisches Bier trinken.

Gut, ich bin's zufrieden, wenigstens für diesmal. — Wenn ich übrigens deinen Vortrag überdenke und die deutsche Verwaltung hier . . .

Pst! pst! davon ein andersmal.

Sie saßen hinter ihren Biergläsern und hatten sich Zigarren angezündet, als sich von einem anderen Tische her ein sehr laut geführtes Gespräch ihrer Wahrnehmung aufdrängte.

Zwei Männer saßen dort, die jedenfalls ihren Abendtrunk früh begonnen und sehr reichlich bemessen hatten:

Und das sage ich Ihnen, ein bairisches Regiment hat fünfmal so viel Zulage wie ein preußisches, rief der eine.

Preußen hat viele Regimenter. Sie können doch nicht Regimenter, die aus dem polnischen und andere, die vielleicht aus Holstein oder Sachsen rekrutieren, auf gleiche Stufe stellen, war die etwas kühlere Antwort.

Das ist ganz egal, sie haben alle nichts. Und das sage ich Ihnen, ein bairisches Regiment hat fünfmal so viel Zulage wie ein preußisches.

Nun meinetwegen, es wird aber auch in Baiern wohl Leute geben, die arm sind.

Nein, das kommt fast nicht vor, sie haben meist alle etwas Vermögen.

Na! sagte der andere etwas bissig, Ihr Landsmann Piepmüller hat mich nun schon drei Monate hintereinander jedesmal um fünf Mark angepumpt, weil er nicht auskommen kann.

Pah! die Kleinigkeit!

Nun, wenn er sich Kleinigkeiten pumpt, muß er sie doch wohl nicht haben.

Soll ich Ihnen das Geld etwa geben! brauste der bairisch gestimmte auf.

Und als der andere schwieg, fuhr er im Brustton fort:

Das Geld können Sie jederzeit haben, mir liegt nichts an der Kleinigkeit.

So? nun dann geben Sie es mir, mir ist's gleich, von wem ich es bekomme.

Diese Wendung war aber dem bairischen sehr unangenehm und er erboste sich immer mehr.

Sie sind auch der richtige Bettelpreuß', daß Sie sich von mir das Geld betteln wollen.

Ich bin gar kein Preuße, sondern ein Hamburger, und das Geld haben Sie mir angeboten, wenn Sie es mir nicht geben wollen, so können Sie es ja lassen.

Diese kühle Erklärung beruhigte den andern aber keineswegs, vielmehr redete er sich in die heftigste Erregung hinein und schimpfte in einem ununterbrochenen Wortschwall über die Stink-, Bettel- und Saupreußen, denen er alle möglichen Niederträchtigkeiten, besonders aber Armut nach-

sagte; und zwar sprach er so, daß sein Gegenüber sich einbegriffen fühlen mußte, dessen Einrede, daß er Hamburger sei — vermutlich als unerheblich — gar nicht beachtend.

Der kaltblütige Hamburger bewahrte indes, wenigstens äußerlich, seine Ruhe vollkommen; von einem anderen Tische aber rief ein stämmiger Unteroffizier herüber:

Nu hören Se man endlich mal uff mit Ihre Schweinereien, sonst können Se heute Abend noch mit 'ner blutigen Schnautze nach Hause jehn.

Der bairisch gestimmte sprang auf und infolgedessen auch der Unteroffizier, beide zweifellos bereit, mit dem Blute ihrer Nasen für den Ruhm ihrer respektiven Vaterländer einzutreten. Indes kam es nicht zu Thätlichkeiten; andere Gäste drängten sich zwischen die Streitenden und hielten sie so von einander getrennt; der Wirt trat dazwischen und drohte mit der Polizei, und so wurde die Ruhe wieder hergestellt.

Schulte ging schweigend neben Schneider her: Es ist tief beschämend für einen Deutschen, sagte

er endlich kleinlaut, immer wieder solchen ekelhaften Auftritten zusehen zu müssen, besonders in Gegenwart von halb Fremden; glücklicherweise werden solche Scenen allmählich seltener.

Ich glaube gar, du schämst dich vor mir, lachte Schneider, ich bin kein Fremder, sondern rechne mich ganz zum Hause, und muß somit auch gelegentlich den Anblick der schmutzigen Wäsche ertragen könuen, ohne gleich Ekel zu bekommen. Zudem weiß ich, wie viel, oder vielmehr, wie wenig ein solcher Streit zu bedeuten hat. Derselbe Mann, der heute Abend in seinem Schimpfbedürfnis nicht Worte genug finden konnte, um der Feindschaft und Mißachtung gegen die „Breyße" Ausdruck zu geben, wird vielleicht morgen in trüber Katzenjammerstimmung mit Verwunderung und Mißbehagen seiner Leistungen gedenken, weil er bei ruhigem Blute gar kein Preußenfresser ist.

Du bist ein lieber Kerl Schneider, guten Abend, morgen Abend um sechs holst du mich wieder ab, nicht wahr?

VI.

Schneider konnte von der Stadt aus, in der er wohnte, sein heimatliches Dorf zu Fuß leicht erreichen und besuchte seine Eltern häufig. Eines Tages brachte er Schulte eine freundliche Einladung von seiten seines Vaters, ihn doch gelegentlich hinauszubegleiten, und nicht lange darauf machten sich die beiden Freunde an einem lachenden Sommertage auf den Weg.

Die blühende Landschaft und die duftige Sommerluft stimmten sie heiter, und als nach einem munteren Gespräch eine Pause eingetreten war, warf Schneider die Bemerkung hin, daß man recht wenig brauche um glücklich zu sein.

Das ist Geschmackssache, erwiederte Schulte.

O! du triffst die Sache nur sehr oberflächlich. Im wesentlichen trägt jeder Glück und Unglück in seiner eigenen Brust; den äußeren Umständen wird meistens zu viel Wert beigelegt, eine widerspruchsfreie Natur kann sich unter recht mißlichen Umständen noch glücklich fühlen, während ein anderer in den äußerlich glücklichsten Verhältnissen nie zu innerem Glück gelangt.

Ich glaube ähnliches schon gehört zu haben; wer fühlt sich denn aber heutzutage überhaupt noch glücklich.

Ich muß diesem „heutzutage" mit dem Hintergedanken, daß es früher besser war, einmal ausnahmsweise Berechtigung zuerkennen. Es scheint, daß die Menschen in nicht ferner Vergangenheit zufriedener und somit glücklicher waren, obwohl sie weniger äußeren Anlaß hatten sich glücklich, behaglich zu fühlen wie heute. Dieser Weltschmerz, diese verschwommene Unzufriedenheit ohne nennbare Ursache, die sich vor aller Welt in wohlgerundeten Sätzen in Wort und Schrift ausspricht, ist ein Erzeugnis der neuesten Zeit.

Der wirklich Unglückliche verbirgt sich auch heute noch mit seinem Elend wie ein verwundetes Tier; scheu vor den Menschen, die ihm nicht helfen wollen noch können. Wenige tragen ihre Last mit erquickendem Gottvertrauen, viele in dumpfem Brüten, in hoffnungsloser Verzweiflung; andere suchen in einem wüsten Leben Betäubung, oder gar Rache an einer Welt, die ihnen zur Marterkammer geworden ist. Jene verschwommene Unzufriedenheit mag in einzelnen Erscheinungen

tiefere Ursachen haben, im wesentlichen ist sie hoffentlich eine Modekrankheit, die wie andere Moden verschwindet. Vielleicht geht es den Menschen heute zu gut, denn: „Nichts schwerer kann der Mensch ertragen, als eine Reihe von guten Tagen.“ Vielen jener Unzufriedenen wäre geholfen, wenn sie einmal ein benennbares Unglück träfe, es müßte nur nicht zu tief und nachhaltig wirken; dann würden sie in der Folge lernen, das Glück zu schätzen, das sie vorübergehend verloren hatten.

Keine üble Predigt, erwiderte Schulte, und die Nutzanwendung auf mich lautet: es könnte dir nützlich sein, wenn du einmal in ein solides Pech gerietest.

Schneider schwieg und nach wenigen Minuten tauchten hinter einer Anhöhe die ersten Häuser des Dorfes auf.

In dem geräumigen, einfach eingerichteten Wohnzimmer fanden sie außer Pastor Schneider und seiner Frau noch eine Madame Theekarre. Schulte fiel es auf, daß die beiden Damen ihn etwas genau und nicht gerade freundlich musterten.

Er hatte jedoch nicht Zeit über seine Beobach-

tung nachzudenken, denn der Pastor verwickelte ihn sogleich in ein lebhaftes Gespräch. Nicht lange so öffnete sich die Thür und eine junge Dame trat herein, bei deren Anblick Schulte, der sonst eher etwas dreist als schüchtern zu nennen war, befangen wurde. Der Ernst ihres Ausdruckes war gemildert durch die heitere Schönheit der weichen Linien ihres Gesichts und ihrer Gestalt. Es war Anna.

Anna, rief der Pastor, da ist Herr Schulte, ein alter Bekannter, Ihr müßt Euch ja noch kennen von Baden-Baden her.

Schulte verbeugte sich wie vor einem durchlauchtigsten Landesfürsten und stammelte: Ich hätte Sie schwerlich wiedererkannt, gnädiges Fräulein.

Das glaube ich, erwiderte Anna lächelnd mit der größten Unbefangenheit, wir waren ja damals noch Kinder.

Bei diesem entzückenden Lächeln, beim Klang dieser Stimme, bei dieser Sprache, die nicht frei war von Anklängen an den naiven Volksdialekt ihres Landes, war Schulte sogleich aus seiner Verzauberung erlöst. Die Ehrfurcht, die ihn bei

ihrem Anblick befallen hatte, wich einem ganz anderen, viel wärmeren Gefühl.

Dann war ich jedenfalls schon ein recht großes Kind und . . .

Weiter konnte er nicht sprechen, denn der Pastor zupfte ihn am Arm, um ihm den Abdruck einer Inschrift zu zeigen, die er und Schultes Vater seinerzeit gemeinsam entziffert hatten.

Madame Theekarre unterhielt sich mit Schneider und, so unangenehm es diesem war, konnte er es doch nicht verhindern, daß sie in der Konversation Gelegenheit fand, Bemerkungen zu machen, die für Schulte verletzend sein mußten und von ihm unmöglich überhört werden konnten. Seine Mutter schien mit jener Dame verbündet zu sein, denn sie ging auf alle Bosheiten bereitwilligst ein. Als Schulte in seiner Unterhaltung mit dem Pastor einmal zufällig etwas vom Weintrinken erwähnte, fragte Frau Schneider herüber:

Trinkt man in Deutschland auch Wein, Herr Schulte?

Schulte, der schon ärgerlich war, verlor die Haltung bei dieser albernen Frage, die so offenbar in der Absicht gestellt wurde, zu zeigen, wie

wenig man von einem so entlegenen und barbarischen Lande wie Deutschland wisse; er erwiederte grob:

Da Sie sich schon in Deutschland aufgehalten haben, so kann ich Ihnen auf Ihre Frage leider nichts mitteilen, was Sie nicht schon wüßten.

Hierauf sagte Madame Theekarre mit gedämpfter Stimme zu ihrer Freundin: L' Allemand naît bête; l'éducation le rend méchant. Wahrscheinlich sollte Schulte diese Worte nicht hören, aber er hörte sie doch, seine Verstimmung wuchs und er empfand es als eine Erlösung, als sein Freund ihn in den Garten hinausführte, umsomehr als Anna schon vorher das Zimmer verlassen hatte.

Ich muß für meine Mutter um Entschuldigung bitten, sagte Schneider, ich begreife nicht, wie sie in diese Stimmung gekommen ist, noch das letztemal als ich hier war, hat sie mir erklärt, daß sie sich darauf freue, dich wiederzusehen.

Deine Mutter war doch noch weniger verletzend wie jene Madame Theekarre — was hat die für Bosheiten angebracht! Dies: L' Allemand naît bête 2c. klingt übrigens wie ein Citat. Welcher

geistreiche Franzose mag denn damit noch Popularität gehascht haben? Übrigens klingt die Phrase ebenso geistreich boshaft wie sie hohl und unzutreffend ihrem Inhalt nach ist.

Der Ausspruch ist von Heine.

Ach! rief Schulte überrascht und verstummte eine Weile, dann fuhr er fort:

Heine war verbittert und hat auch über die Franzosen — im gewissen Sinne seine Wohlthäter — weidlich geschimpft. Übrigens ruft jene Madame Theekarre nur ihren eigenen Namen, wenn sie sich über die Deutschen aufhält, da sie ja selbst eine Deutsche ist.

Das kann man wohl mit Recht nicht sagen.

Nicht? Ich dächte, daß sie von deutscher Abstammung ist, wäre doch wohl zweifellos.

Sie ist als Französin geboren, von Jugend auf gelehrt worden, sich — und zwar mit Stolz — als Französin zu fühlen und sie hat eine ganz französische Erziehung genossen. Dem gegenüber kommt der Umstand, daß wahrscheinlich alemannisches Blut in ihren Adern fließt, sehr wenig in Betracht. Die Holländer, die meisten Engländer, sehr viele Nordfranzosen sind gleich-

falls deutscher Abstammung und fühlen sich doch ebenso wenig als Deutsche wie etwa Russen oder Türken.

Nun der Vergleich paßt doch wohl nicht ganz. Jedenfalls ist sie jetzt zu ihrer Abstammung auch der Staatsangehörigkeit nach deutsch und sollte sich deswegen bemühen, sich als Deutsche zu fühlen.

Ja wenn das so einfach wäre. Gibt es in Deutschland etwas wie die Pariser oder Londoner „Gesellschaft“, der man nur mit einigem Geschick nachzuahmen braucht, um dadurch zum Franzosen oder zum Engländer zu werden? Hast du nicht vor einiger Zeit über Speisepatriotismus und ähnliche hochherzige Empfindungen in Deutschland geklagt? Welcher dieser tiefgehenden Bewegungen soll sich nun der Ausländer anschließen, der etwa „deutsch“ werden will? Soll er sich für schwäbische oder bairische Knödel begeistern? Soll er den Preußen oder den Baiern die schweren Examina zuerkennen? Soll er das norddeutsche oder das süddeutsche Französisch häßlicher finden? Lernt Euch selbst erst als Deutsche fühlen und achten,

eh Ihr verlangt, daß andere deutsch werden sollen.

Ei! ei! Du sprichst ja von den Deutschen, als ob du nicht dazu gehörtest, und hast doch schon zu mir gesagt, daß Du Dich ganz zu uns rechnest.

Entschuldige, das geschieht zuweilen so im Eifer des Gesprächs. In der That fühle ich mich als Deutscher und habe das wohl dem Einflusse meines Vaters zu verdanken, der, wie die breiten Massen des Volkes nach dem Beispiele ihrer Väter, deutsch geblieben ist. Groß ist aber die Zahl solcher Männer, unter den oberen Tausend nicht, diese sind und bleiben in der jetzigen Generation zum weit überwiegenden Teil für Deutschland verloren.

Und damit wären wir wieder einmal auf dem Gebiete der Politik, das wir nicht mehr betreten wollten.

Ganz richtig — doch weß das Herz voll ist, davon geht der Mund über.

Mir ist das Herz gerade nicht sehr voll davon, dachte Schulte und fragte dann plötzlich:

Wo ist Désirée, ist sie nicht mehr bei Euch?

Sie muß auch ein hübsches Mädchen geworden sein.

Auf wen bezieht sich dieses „auch“, fragte Schneider.

So kann wohl nur ein Bruder fragen.

Ach ja, du hast recht, meine Schwester hat sich gut entwickelt.

Gut entwickelt, dachte Schulte bei sich, ich habe noch nie eine solche Schönheit gesehen. Und dazu steht es deutlich auf dem Gesichte zu lesen, daß dieses herrliche Geschöpf von einem schönen, klugen Geiste beseelt ist.

Er blieb in Träumerei versunken, dann fuhr er wieder plötzlich auf und fragte nach Désirée.

Sie ist auf einige Monate nach Frankreich zum Besuch bei Verwandten, sagte Schneider mit so erkennbarem Bedauern, daß man so in sich versunken sein mußte wie Schulte, um nicht aufmerksam zu werden.

Im Laufe des Tages suchte und fand Schulte mehrmals Gelegenheit, sich mit Anna zu unterhalten; aber er war befangen, und als er am Abend mit Schneider nach Hause ging, träumte er etwas mißmutig vor sich hin:

Es gibt doch nichts dümmeres wie einen Menschen, der sich verliebt hat. Was habe ich nicht für fades, thörichtes Zeug geschwatzt. Ich weiß gar nicht mehr recht, was ich eigentlich gesagt habe. Es ist aber ganz natürlich. Was einem die Brust zum zerspringen füllt, die Gedanken im Wirbel treibt, die Nerven durchzuckt, das darf man nicht erwähnen, kaum ahnen lassen; was bleibt da übrig als das alltägliche Geplapper, bei dem man nichts zu fühlen oder zu denken braucht . . .

Ob sie doch wohl durch das Geschwätz hindurch gefühlt hat, wie es um mich steht? Ob auch sie wohl etwas für mich empfindet? Sie macht einen sehr klugen Eindruck und Weiber sind feinfühlig in solchen Dingen.

Ich habe zuweilen das Gefühl gehabt, als ob sie weich würde, wenigstens etwas Bewegung verriete, ich kann mich aber ebenso gut getäuscht haben.

Hätte ich sie jetzt noch einmal vor mir! — hier unter freiem Himmel, in dieser berauschenden Abendluft, hinter jenem verschwiegenen Gebüsch im

Mondesschatten . . . ich wollte . . . . ach ich fiele ihr einfach um den Hals . . . . ich . . .

Au! Au! schrie Schneider plötzlich mit unverkennbar tiefer Empfindung.

Ach, was gibt's? fragte Schulte zusammenfahrend.

Du hast mich auf den Fuß getreten, was hast Du nur heute Abend? Du gehst wie ein Betrunkener und sprichst kein Wort; sonst schwatz'st Du mir oft zu viel, aber heute Abend bist Du rein wie zugefroren.

Ich glaube Euer Wein ist mir in den Kopf gestiegen. Alter elsässer Wein aus guten Jahrgängen ist furchtbar schwer, ich habe ihn noch nie recht vertragen können.

Von jetzt ab führten die beiden Freunde ein verständiges Gespräch über Wein, Bier, Stadtklatsch und andere nützliche Dinge.

VII.

Schulte hatte nach jenem Abend eine sehr unruhige Nacht, erst gegen Morgen schlief er fest ein. Als er aber dann spät erwachte, hatte er

doch soviel geschlafen, um sich in kühler, klarer Morgenstimmung zu befinden.

Das erste Gefühl, das er hatte, war das der Beschämung. Wie kann man sich nur so blind und toll in eine schöne Larve vergaffen, dachte er, — die Sache ist ganz einfach, ich gehe nie wieder hinaus. Der Aufenthalt ist wahrhaftig nicht verlockend. Die Frau Pastor und besonders diese giftige alte Schachtel Madame Theekanne, oder wie sie sonst heißen mag, sind geradezu widerwärtig, und der Pastor ist wohl ganz freundlich, aber etwas langweilig und jedenfalls zu alt für mich.

Als er seinen Morgenkaffee getrunken hatte, stand aber Anna schon wieder leibhaftig vor ihm, mit einem Präsentierbrett in der Hand, wie er sie am Abend vorher einmal gesehen hatte. Auf dem Bureau ertappte er sich alle Augenblicke, wie er vor sich ins Leere starrte. Dann ergriff er hastig die Feder und schrieb in rasender Eile weiter, mußte aber oft das Geschriebene wieder ausstreichen. Auf der Straße stellte er bei jedem hübschen Mädchengesichte, auf das er traf, Vergleiche an, die immer zu Anna's Gunsten aus-

fielen — genug, er wurde seiner Phantasie nicht Herr.

Dann faßte er den merkwürdigen Beschluß, alles dem Zufall zu überlassen. Sollte Schneider ihn noch einmal auffordern, so wollte er noch einmal mitgehen, aber nur um kühle Kritik zu üben und dadurch seine Phantasie zu beruhigen. Er würde gewiß Schwächen und Albernheiten an ihr entdecken, wie an so vielen anderen Mädchen — er glaubte, einen sehr scharfen Blick für solche Dinge zu haben — und dann seine aufgewühlten Leidenschaften beruhigen zu können.

Ja, warum sie denn aber nicht heiraten? . . . Himmel nein! unter diesen Umständen! . . . Ich will überhaupt nicht heiraten, es ist Thorheit . . .

Ja will sie dich denn auch? . . .

O weh! auch noch gar einen Korb! . . . nein! nein!

Es bleibt bei der kühlen Kritik.

Der Zufall griff schnell ein. Schneider forderte ihn wieder auf, mit hinauszugehen und machte ihm zugleich die sehr angenehme Mitteilung, daß Madame Theekarre abgereist sei.

Diesmal fand er es im Pfarrhause viel be-

haglicher. Der Pastor war munter und zu Scherzen aufgelegt, seine Frau freundlich, wenn auch etwas zurückhaltend, und Anna behandelte ihn wie einen alten Bekannten, sodaß er schnell die Befangenheit verlor, die ihn am ersten Tage bedrückt hatte.

Er bemerkte jetzt, wie gut es sich mit ihr unterhielt. Sie war gut belesen, wenn auch mehr in französischer wie in deutscher Litteratur, hatte ein kühles, treffendes Urteil über Dinge, die sie in ihren Gesichtskreis gezogen hatte und ließ sich auf Sachen nicht ein, die ihr fern lagen; dazu war sie genug in die Welt gekommen, um so viel von ihr zu wissen, wie für ein junges Mädchen wünschenswert ist.

Es kam die Rede darauf, daß die arme Tochter des Dorfschullehrers einen ebenso armen Lehramtskandidaten heiraten wolle, und Anna erklärte dies für recht unvernünftig.

Wenn sie sich nun aber so sehr lieb haben, sagte Schulte scherzend.

Leute, die sich lieb haben, wollen trotzdem essen, erwiderte Anna in demselben Tone.

Seine Einnahmen wachsen ja mit der Zeit etwas, warf ihr Bruder ein.

Das wohl, erwiderte Anna, aber es wird wohl auch nach und nach ihre Familie wachsen und dann sind sie mit den vermehrten Einnahmen wieder ebenso übel dran.

Rasend verständig, dachte Schulte, dann sagte er:

Es ist vielleicht wünschenswert, daß Leute, die sich lieben, sich auch miteinander verheiraten; daß aber Leute, die sich verheiraten wollen, einander lieben, ist gewiß nicht notwendig, vielleicht nicht einmal wünschenswert.

Sie sah ihn etwas starr an, dann bückte sie sich plötzlich, um vom Saume ihres Kleides irgend etwas zu entfernen, was Schulte nicht erkennen konnte, wobei sich ihr schönes Gesicht mit tiefer Röte überzog.

Er beobachtete sie mit der innigsten Teilnahme, ohne irgendwelche Anregung zu kühler Kritik zu empfinden.

Die Röte mochte ja lediglich durch die gebückte Stellung hervorgerufen sein, er glaubte indes von dem Augenblick an eine leichte Verstimmung bei

ihr wahrzunehmen und freute sich sehr über diese Beobachtung.

Einige spätere Besuche brachten ebensowenig Abkühlung, bis wieder der Zufall eingriff. Er fand eines Morgens seine Versetzung nach Winkelheim, einem kleinen, etwas entlegenen Orte vor.

VIII.

Die Versetzung war insofern vorteilhaft, als sie ihm seine erste endgültige Anstellung brachte; unangenehm insofern, als sie ihn nötigte, seinen angenehmen Aufenthalt mit dem in einem Landstädtchen zu vertauschen. Er schlug aber diese Unannehmlichkeit nicht sehr hoch an, denn er kannte den Aufenthalt in kleinen Städten bisher nur von Vergnügungsreisen her und hatte bei solchen Gelegenheiten kleine Städte sogar oft recht anziehend gefunden.

Der Zufall wollte es wieder, daß zur Zeit, als seine Versetzung eintraf, Anna mit ihrer Mutter verreist war. So verabschiedete er sich denn nur beim Pastor und nahm sich fest vor, Anna aus seinen Träumen zu verbannen.

Als er den Ort seiner Bestimmung erreicht hatte, mußte er sich zunächst gestehen, daß er diesen als Vergnügungsreisender jedenfalls nur berührt haben würde, um ihn schleunigst wieder zu verlassen. Schmutzige Straßen, über die an einzelnen Stellen Mistjauche floß, eingefaßt von kleinen, schmutzigen, gänzlich stil- und geschmacklosen Häusern, nahmen ihn auf.

Im „Hotel“ angekommen, trat er in eine geräumige, aber recht schmutzige Schenkstube, in der es nach schlechtem Tabak, Bier, Schnaps und unreinlichen Menschen roch. Er bestellte ein Zimmer und folgte mißmutig dem in Holzschuhen einhertrottelnden, bis an die Kniee mit Mist bespritzten Hausknecht die holperige Treppe hinauf. Das Zimmer, in welches er geführt wurde, war nicht nur ärmlich, sondern auch unsauber. Von den Tapeten hingen Fetzen herab und der Überzug auf einem ruinenhaften Sopha war zerlumpt und schmierig; nur das Bett war gut, wie er sich später am Abend überzeugte.

Als er sich umgezogen und eine Weile in die trostlose Straße herabgestarrt hatte, mußte er wohl oder übel wieder herabsteigen, und da es

die Zeit des Abendessens war, fragte er, was er bekommen könne. Zu seinem Erstaunen wurde mit der Gegenfrage geantwortet, ob er ein „komplettes Souper“ wünsche. Er hätte der Fragestellerin, der Wirtstochter, fast ins Gesicht gelacht, bestellte aber doch aus Neugier ein „komplettes Souper“. Hierauf wurde er durch die Schenkstube hindurch in ein kleines, reinliches Zimmer geführt, in welchem ein ganz hübsch gedeckter Tisch stand. Auch die Luft war in diesem Zimmer erträglich, obgleich immerhin etwas von den übeln Dünsten des Schenkzimmers hineindrang. Nach einiger Zeit wurde ihm ein genießbares, aus mehreren Gängen bestehendes Abendessen aufgetragen. Als er sein Essen beendet hatte, war es acht Uhr und draußen tropfte ein sanfter Regen einförmig herab. Die Gäste aus dem Schenkzimmer waren fortgegangen und es war so still, daß er seine Uhr in der Tasche ticken hören konnte. Vor elf Uhr konnte er nicht schlafen, er hatte also noch drei Stunden vor sich — ihm war erbärmlich zu Mute. Er bestellte sich eine Flasche Wein und las die Zeitung, ein kleines Kreisblatt, in welchem er in kurzen farblosen Auszügen das

wiederfand, was er vor einer Woche gelesen hatte. Dann fand er in einer Ecke auf einem Stuhl einen Haufen veralteter Nummern einer französischen Zeitung, und war so glücklich, eine Reihe zusammenhängender Feuilletonabschnitte zusammenstellen zu können. Diese Lektüre unterhielt ihn, denn die Erzählung war so übermäßig albern daß sie dadurch einen gewissen Reiz auf ihn ausübte.

Endlich war es elf Uhr. Als er in das größere Zimmer trat, brannte dort nur noch eine kleine, qualmende Petroleumlampe, unheimliche Schatten verbreitend. Wirt und Wirtin schliefen einträchtig hinter dem Schenktisch. Die Luft war unerträglich.

Als er sie nicht ohne Mühe geweckt hatte, erhielt er das geforderte Licht und eilte die Treppe hinauf in sein Zimmer.

Nach einer unerquicklichen Nacht erwachte er am Morgen von einem ganz unglaublichen Geräusch, das von der Straße heraufkam. Als er aus dem Bett gesprungen war, hörte er es wieder, trat an das Fenster, und sah jetzt einen Mann, der eine meterlange, kegelförmige Röhre in der

Hand hielt, die er von Zeit zu Zeit an den Mund brachte, um ihr jene sonderbaren Töne — etwa einem in Polkamelodie gebrachten Unkenrufe vergleichbar — zu entlocken. Auf diesen wehmütigen Lockruf öffneten sich die Thüren der kleinen, schmutzigen Häuser, aus denen Schweine hervorstürzten, die sich mit dem dieser Tiergattung eigentümlichen Grunzen um ihren treuen Hirten scharten.

Ein herrliches Morgenkonzert, dachte er, und kleidete sich in trübseliger Stimmung an.

Im Laufe des Tages lernte er einige Beamte kennen, die ihm alle sehr freundlich entgegenkamen. Besonders gefällig erwies sich ein Herr namens Hubmaierle. Er half ihm eine Wohnung aufsuchen, verschaffte ihm einen zuverlässigen Mann, der ihm beim Auspacken und Einräumen behülflich war, und forderte ihn dann auf, am Abend mit ihm im „Kasino" zusammenzutreffen.

Schulte sagte zu und fand sich schon in ziemlich früher Abendstunde in dem ihm bezeichneten Lokale ein.

Da er etwas vor Hubmaierle ankam, hatte er Gelegenheit, sich näher in dem Raume umzusehen.

Das sog. Kasino war nichts wie ein durch Herkommen reservierter Tisch in einer öffentlichen Wirtschaft, in welcher es gerade so roch, wie in dem Schenkzimmer des Hotels. Über dem Tisch hingen an der Wand die Bilder des Kaisers, des Kronprinzen und des Königs von Baiern; darunter einige Photographieen von Mitgliedern, die früher dieser glänzenden Gesellschaft angehört hatten. An der Wand hingen ferner noch einige lange Pfeifen und auf dem Tisch stand eine Schnupftabaksdose und eine Schelle.

Über dem Tisch an der gegenüberliegenden Wand, der offenbar nicht von der Kasinogesellschaft beansprucht wurde — es befanden sich dort keine langen Pfeifen, keine Schnupftabaksdose und keine Schelle — hingen als Bilder Napoleon mit seinem Generalstabe und der alte Thiers; ferner ein Bild, welches einen Kerker aus der Revolutionszeit darstellte, in welchem zahlreiche Personen beiderlei Geschlechts mit unverkennbarem Mißbehagen ihrer Hinrichtung entgegenharrten. Um diesen Tisch herum war der ganze Fußboden mit einer klebrigen Flüssigkeit überzogen, ein Beweis, daß dort die ehrsamen Spießbürger hier

kurzen, mit ätzendem Tabak gefüllten Pfeifen rauchten und den Fußboden als Spucknapf benutzten.

Als Hubmaierle kam, verwickelte er Schulte sogleich in ein lebhaftes Gespräch und war offenbar bemüht, ihn über alle Verhältnisse des Städtchens, über Personen und Begebenheiten möglichst aufzuklären.

Sie wundern sich wohl über unser Kasino? begann er.

Ich kann nicht leugnen, daß ich mir unter einem Kasino bisher immer einer geschlossenen Gesellschaft vorbehaltene Räume vorgestellt habe.

Ja ja, so war es auch. Wir hatten hier früher ein ganz nettes reserviertes Zimmer; aber jetzt ist schon lange alles auseinander. Hierher kommen nur noch zwei außer mir und zuweilen noch ein dritter; uns ist aber lieber, wenn der nicht kommt, denn er sucht jedesmal Krakehl und zudem ist er noch ein Spion.

Wie? ein Spion? hier sind doch keine Festungspläne zu verraten, oder sonst irgend etwas, was für eine auswärtige Macht Wert hätte.

Das meine ich auch nicht; aber er schnappt jedes Wort auf und bringt es dann hoch oben wieder an.

Das wäre ja niederträchtig, hat man denn dafür Beweise?

Ganz strichte Beweise wüßte ich gerade nicht, es ist aber so gut wie gewiß.

Nun dann möchte ich es doch einstweilen noch nicht glauben.

Wie Sie wollen, Sie werden ja sehen. Und dann ist noch eine Madame Lobmeyer hier, die schickt alle Monate ein paar anonymbe Denunziationen ab, die sie sich von ihrem Dienstmädchen schreiben läßt. Das ist aber gewiß, das Mädchen hat's einem Anwärter verraten, der eine Zeitlang ihr Schatz war, und der hat es mir selber gesagt.

Wozu thut sie es denn aber, was will sie damit erreichen?

Sie will die Beamten ärgern und, wenn möglich, in's Unglück bringen, und wenn sie weiter nichts erreicht, so erreicht sie wenigstens, daß immer einer auf solchen Wisch sich verantworten muß und Schreiberei hat.

Ist es denn wirklich schon vorgekommen, daß jemand auf eine nicht unterschriebene Anzeige hin zur Verantwortung gezogen worden ist?

Ich sage Ihnen ja, alle paar Wochen, nun Sie werden ja sehen.

Schulte hoffte, daß er nie derartiges sehen werde, fühlte sich aber doch unbehaglich.

Diese Frau Lobmeyer, fuhr der andere fort, ist überhaupt ein schreckliches Weib, sie soll aus Bosheit ihren Schwiegersohn umgebracht haben. Jedenfalls ist das wahr, daß ihr Mann sie fortgeschickt hat. Der muß aber sehr reich sein, denn er schickt alle Vierteljahr eine große Summe als Pension. Allerdings wird ihr die großenteils gestohlen oder sonstwie abgeluxt.

Wie ist denn das nun wieder möglich, rief Schulte aus, dem es immer unbehaglicher wurde.

Sie ist nämlich — vielleicht von Gewissensbissen — halb verrückt und bildet sich jeden Augenblick ein, daß der leibhaftige Teufel kommen und sie abholen will. Nun hat sie ein Dienstmädchen, von dem sie glaubt, daß es den Teufel bannt und daß der Teufel ihr nichts anhaben kann, solange es bei ihr ist. Das Mädchen muß nun die Nacht bei ihr liegen und soll am Tage nicht fort, ohne daß sie mitgeht. Das Mädel

hat aber längst bemerkt, was es für eine Gewalt über sie hat und stiehlt ihr, oder nimmt ihr auch grade vor der Nase weg, was ihr paßt, denn es weiß ganz genau, daß sie niemals wagen wird, so geizig sie auch ist, es anzuzeigen, weil es alsdann von ihr getrennt werden würde.

Nicht übel! das muß ja mit der Zeit ein reiches Mädchen werden.

Genug hat es auch schon, denn es hat schon öfters gesagt, daß es den Trödel satt hat und von seinen Renten leben will, und wenn die Madame Lobmeyern durchaus nicht von ihm lassen könne, so könne die ja einmal zur Veränderung bei ihm Dienstmädchen werden, es könne grade so gut die vornehme Dame spielen wie andere auch. So viel Geld, wie man glauben sollte, hat es aber doch nicht, denn es hat eine große Verwandtschaft, die an ihm saugt und zu dem hat es alle vier Wochen einen frischen Schatz, den es auch gut schmieren muß, denn es ist nicht hübsch und auch nicht mehr jung.

Wie kann sie denn aber so viel Liebeshändel haben, wenn sie niemals ohne die Frau Lobmeyer ausgehen darf?

Ja da kennen sie es schlecht, es brennt ihr durch so oft es ihm einfällt. Und wenn es dann zurückkommt, dann schilt die Madame Lobmeyer nicht etwa, nein, dann fällt sie ihm um den Hals und jammert, daß der Satan wieder in der oder jener Ecke gesessen und sie angegrinst habe, oder daß er mit der Kralle nach ihr gehascht habe, oder ähnlichen Unsinn; dann weiß sie nicht, was sie ihm anthun will und verspricht ihm alles und jedes, daß es nur bei ihr bleibt. Aber manchmal wird es ihr doch zu viel mit dem Stehlen und dann kommt sie zu irgend einem Beamten gelaufen, daß er ihr helfen soll, will aber niemals, daß es angezeigt und bestraft wird. Wenn man von so etwas spricht, sagt sie gleich, sie müsse sich wohl geirrt haben.

Sie haben mir wenig erfreuliches zu erzählen, war es hier immer so?

O nein! früher war es hier im Kasino ganz gemütlich, es wurde auch noch nicht so viel d e n u n z i e r t und es kamen auch manche von den besseren Bürgern zu uns; die dürfen das jetzt nicht mehr wagen. Damals waren mehrere Pfälzer hier, die zanken sich immer untereinander,

aber nach außen halten sie zusammen wie die Kletten. Jetzt ist nur noch einer hier, der kann natürlich nicht zusammenhalten.

Hoffen wir trotzdem, daß es ihm gelingt, sagte Schulte lachend.

Hubmaierle, der ersichtlich schon etwas angeheitert war, merkte wohl, daß er irgend etwas sonderbares gesagt haben müsse, worüber Schulte lachte, war aber zu gutmütig, um sich darüber zu ärgern und fuhr unbeirrt fort:

Sie sind ein Norddeutscher, wie mir scheint.

Nein, ich bin ein Thüringer, aus Weimar.

Also doch ein Norddeutscher.

Nun meinetwegen, wie Sie wollen.

In diesem Augenblick kam ein Herr an den Tisch heran, der sie mit einem flüchtigen, mißtrauischen Blicke musterte und sich mit dem Namen Gredin vorstellte.

Schulte fiel es auf, wie sehr Hubmaierle sich sogleich zusammennahm; wie er mit dem Neuangekommenen ein gleichgültiges Gespräch über Wetter und Marktpreise führte, ohne daß man ihm im geringsten hätte anmerken können, daß er etwas gekneipt hatte. Als Herr Gredin nach

einiger Zeit sich wieder entfernte, atmete er erleichtert auf und sagte:

Das ist der Spion und Händelsucher.

Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Hubmaierle, ich mag es immer noch nicht glauben, daß der Mann einer solchen Niederträchtigkeit fähig sein sollte, er sieht ja ganz anständig aus.

Nun, Sie werden ja sehen, war wieder Hubmaierle's Antwort.

Ja ja, fing er dann wieder an, früher war es hier besser. Am besten hatte ich es aber als ich noch in Derrestådt war, von da kam ich viel aufs Land und da waren die Leute, damals wenigstens, ganz freundlich. Da kam ich auch öfters zu einem Pastor Schneider in Blänheim.

Ach! den kenne ich ja auch.

So? ein netter alter Herr, aber wohl nicht sehr gebildet, er weiß so gar nichts aus sich zu machen. Da ist seine Frau anders, das ist eine Feine, die versteht's, die imposiert einem förmlich.

Ja ja die versteht's, sagte Schulte lächelnd.

Jetzt kamen auch die beiden anderen Herren, die mit Hubmaierle zusammen die Kasinogesell-

schaft bildeten. Mit diesen unterhielt er sich sehr munter, ohne alle Vorsicht herausplaudernd, was ihm grade in den Sinn kam. Dabei fiel Schulte auf, daß er trotz seiner Schwäche für sonderbare Ausdrücke eine gewisse Autorität über die anderen ausübte.

Plötzlich aber erschien wieder Herr Gredin. — Schulte fiel auf, daß er etwas starre und glänzende Augen hatte.

Bei seinem Erscheinen stockte die Unterhaltung. Als er sich gesetzt und eine Weile vor sich hingestarrt hatte, fuhr er ganz unversehens einen der Herren, einen Postbeamten, äußerst barsch an, indem er rief:

Es ist doch eine wahre Schweinerei; heute habe ich schon wieder einen Brief von der Post bekommen, der offenbar aufgemacht und schön wieder zugeklebt war. Solchen Brief sollten Sie doch gar nicht herausgeben, aber natürlich haben sie selber ihn ge . . . .

Er besann sich und vollendete den Satz nicht.

Der Postbeamte war kirschrot vor Zorn geworden:

Wie können Sie es wagen, einen ehrlichen

Beamten so etwas ins Gesicht zu sagen; aber wer selber ein Spion ist, der . . . . . — auch er vollendete den Satz nicht.

Gredin war kreidebleich geworden. Er erhob sich mit den Worten: also doch — nun wir werden ja sehen, und ging dann etwas unsicheren Schrittes zum Zimmer hinaus.

Heute hat er sich aber verschnappelt, meinte Hubmaierle; in vino veritatis, oder hier wird es wohl heißen müssen in schnapso veritat . . . m . . . . . . Jedenfalls hat er sich wieder allein zu Hause in Kartoffelfusel besoffen.

Der verfluchte Lump, wie hat mich der wieder geärgert, keuchte der Postbeamte, noch immer in hellem Zorn. Daß der noch die Frechheit hat, einem ehrlichen Menschen ins Gesicht zu sehen, da doch jedermann weiß, daß er ein bezahlter Schuft ist, — wovon sollte er sonst auch leben.

Wenn er ordentlich und fleißig wäre, könnte er wohl zur Not ehrlich auskommen, meinte das dritte Kasinomitglied.

Das dürfte doch wohl schwierig sein — entschied Hubmaierle — bei seiner großen Familie und seinem gänzlich daniederliegenden Geschlechts . . .

hm äh ..... Erwerbstrieb. Er ist überhaupt schon ein verbitterter Mensch, er gönnt keinem mehr etwas und möchte nur alles in seinem Urin mit herabziehen. Ich möchte ein solches Odium nicht auf mich nehmen.

* *
*

Herr der Heerscharen, sagte Schulte zu sich, als er nach Hause ging, mit dieser erlesenen Gesellschaft werde ich jetzt zu verkehren haben. Die Menschen kommen mir alle vor, als ob sie halb verrückt wären. Diese lächerliche Spionenriecherei. Was soll denn jener arme Teufel — der übrigens recht unangenehm betrunken war — in diesem Nest eigentlich ausspionieren? Etwa daß Hubmaierle die Sprache jämmerlich mißhandelt und sich zuweilen einen Spitz antrinkt? Ich glaube, man muß sich in acht nehmen, daß man hier nicht auch einen Sparren zu viel bekommt. Wenn ich mir vorstelle, daß ich hier Jahre verleben soll... Nun ich werde mich vor Ansteckung zu schützen suchen, indem ich mich möglichst allein halte.

. . . .

IX.

Schulte konnte bis dahin auf eine Reihe von Jahren zurückblicken, die in einem fast ununterbrochenen glücklichen Lebensgenuß dahingeflossen waren. Vielleicht war grade dadurch in ihm die Neigung erwacht und groß geworden, sich so viel wie möglich vom Schicksal treiben zu lassen — er hatte eben Vertrauen zum Zufall.

Von der Natur glänzend veranlagt, machte er unter der Leitung seines im Schulfach bewanderten Vaters die Gymnasialklassen spielend durch. Als einziger Kummer fiel in sein junges Leben der Tod seiner Mutter, die er innig geliebt hatte. Seiner erregbaren Natur entsprechend war er anfangs untröstlich, dann eine Weile niedergeschlagen und dann bald wieder so lebensfroh wie je zuvor.

Als er die Universität bezog, hatte er keine ausgesprochene Neigung für irgend einen Zweig der Wissenschaft und ließ sich deswegen, wie aus demselben Grunde so viele andere, für rechts- und staatswissenschaftliche Studien einschreiben. Er trieb dann alles mögliche, wofür grade sein In-

teresse angeregt wurde, sehr wenig aber seine Fachstudien. Zugleich stürzte er sich in einen Strudel von Genuß und Vergnügungen aller Art und bald füllten diese einen großen Teil seines Lebens aus, ja es kamen Zeiten, in denen sie es ganz ausfüllten.

Als er so etliche Jahre hindurch dahingelebt hatte, geriet er in den Zustand jugendlicher Blasiertheit. Er fand, an der Schwelle des selbstständigen Lebens stehend, daß es wenig biete, daß seine Genüsse bald ausgekostet seien, daß die wissenschaftliche Arbeit keine Befriedigung bringe und dergleichen. Seine Freunde von damals hielten es für ausgemacht, daß er niemals zu ernsthaften Studien zurückkehren werde; sie nahmen es um so sicherer an, als er von seiner Mutter her Vermögen besaß und eines Broderwerbs nicht gerade bedurfte.

An einem trübseligen Morgen nach durchschwärmter Nacht kamen ihm allerlei Gedanken; sie drängten sich ihm gebieterisch auf, er mochte sich dagegen wehren wie er wollte. Die Zukunft lag vor ihm, wie eine trübe graue Masse, die ihn anekelte. Er hatte sie noch nie klar bewußt ins

Auge gefaßt, sich noch nie ernsthaft gefragt, was schließlich aus ihm werden solle — jetzt auf einmal trat diese Frage schreiend, beängstigend, peinigend an ihn heran, alles andere Denken übertäubend. So wie bis jetzt sollte es nicht weitergehen, er wollte kein alter Student werden zum Popanz für die jüngeren. Offizier konnte er nicht werden, weil er in früher Jugend infolge einer Verletzung einen steifen Finger bekommen hatte und daher dienstunfähig war. Die Fächer des Gewerbslebens lagen ihm wegen seiner Erziehung und der Umgebung, in der er aufgewachsen war, so fern, daß er an sie gar nicht dachte.

Sollte er irgendwo bequem durch das Doktorexamen zu schlüpfen suchen, um sich dann im Scheine der Gelehrsamkeit beliebig zu beschäftigen? In seiner jetzigen ernsten Stimmung sagte er sich, daß das nicht genug sei, daß er eine zwingende, bindende Thätigkeit haben, sich aus eigener Kraft eine Stellung im Leben erringen müsse. Dazu war es aber fast unumgänglich nötig, eine ernsthafte Prüfung zu bestehen. . ..

Er endigte mit dem Entschluß, von nun ab mit strengem Fleiß regelmäßig zu arbeiten.

Seine Freunde lachten ihm anfänglich ins Gesicht, wenn er sich ihnen versagte mit dem Bemerken, daß er arbeiten wolle; dann verhöhnten sie ihn und erschöpften an ihm ihre Verführungskünste — kurz, sie machten es so wie gute Freunde es unter ähnlichen Umständen gewöhnlich machen. Als sie endlich sahen, daß er fest blieb, gingen sie ihrer Wege, um teils zu grunde zu gehen, teils dieselbe Wandlung wie Schulte an sich zu erleben, teils die Universitätsstudien aufzugeben und in anderen als wissenschaftlichen Fächern ein Fortkommen zu suchen.

Schulte gewahrte an sich alsbald die erfrischende Wirkung strenger Arbeit nach langem Müssiggang. Er empfand ein reines Glück, wenn er gründlich ermüdet und abgespannt auf einen arbeitsvollen Tag zurücksah, mit der behaglichen Aussicht auf ein gutes Essen und einen verständigen Trunk vor sich. Er sagte sich, daß Arbeiten wie die seinigen wohl selten, für ihn nie, ein Genuß wären; daß sie sich aber als ein vorzügliches Mittel bewährten, um die Genußfähigkeit zu wecken und zu erhalten. Wie schnell war sein vorzeitiger Lebensüberdruß gewichen.

Als er das Examen hinter sich hatte, fiel er nicht in den Strudel eines planlosen Genußlebens zurück, sondern teilte seine Zeit angemessen zwischen ernster Arbeit und angenehmer Zerstreuung. Dabei führte er einen geordneten Lebenswandel, so daß er sich recht wohl fühlte, wenn er nicht grade an Rückfällen von Blasiertheit oder Weltschmerz litt. So gingen etliche Jahre dahin, bis seine Versetzung nach Winkelheim erfolgte.

Diese brachte eine große und sehr unangenehme Änderung in seine Lebenslage.

Er hatte sich an jenem ersten Abend vorgenommen, das „Kasino" so bald nicht wieder zu betreten; aber er hatte noch nicht erfahren, was es heißt, Tage, Wochen, Monate ohne geselligen Verkehr einsam zu verleben. Wohl hatte er in hohem Maße die Fähigkeit, sich unter Anregung von Büchern, oder auch ohne solche, in der Gedankenwelt zu zerstreuen und zu erheitern; aber das ging nicht alle Tage und nicht während der ganzen freien Zeit, die seine Arbeit ihm ließ.

Drei Tage nach jenem Abend hielt er sich einsam; am Abend des vierten Tages saß er wieder in der schmutzigen Kneipe, rauchte und

schluckte mit Energie schlechtes Bier herunter, um in irgendwelche Stimmung zu kommen.

An diesem Abend war es gar nicht so übel. Gredin kam nicht, man vertiefte sich in Politik und fand, daß man sehr übereinstimmende Ansichten hatte; schließlich wurde die Gesellschaft heiter und trennte sich spät in bester Laune.

Nach ein paar Tagen saß Schulte wieder in der Kneipe und nach etlichen Monaten besuchte er sie eben so regelmäßig wie Hubmaierle.

Dieser war ihm mit seiner selbstzufriedenen Heiterkeit ganz angenehm, wenn er sich auch zuweilen über seine Überhebung ärgerte. Die beiden anderen waren ebenfalls anständige, gute Männer nur geistig verkümmert in der Ödigkeit ihres Daseins, gegen deren Einflüsse sie nicht, wie Hubmaierle, durch Charaktereigentümlichkeiten gewappnet waren. Der Postbeamte wurde übrigens bald versetzt, aber sein Nachfolger war ganz dieselbe Person nur mit einem andern Gesicht und einem andern Namen.

So rollten die Monate dahin im ewigen Einerlei, nur Gredin brachte hin und wieder un-

angenehme Abwechselung, indem er in betrunkenem Zustande Händel anfing.

Gegen Schulte verhielt er sich auffallend zurückhaltend, fast scheu, obwohl dieser ihm, schon mit Rücksicht auf seine gedrückte Lage, sehr freundlich entgegenkam. Als er endlich seine Scheu verlor, fing er an, auch ihn gelegentlich zu beleidigen.

Eines Abends saß Schulte allein an dem reservierten Tische, als Gredin wieder einmal in betrunkenem Zustande eintrat. Nachdem er sich gesetzt und eine Weile vor sich hingestarrt hatte, fuhr er plötzlich heraus: Das ist doch eine Niederträchtigkeit von Ihnen, meiner Frau nachzusagen, sie hätte Brot gestohlen!

In Schulte wallte der Zorn auf, doch beherrschte er sich und erwiderte völlig ruhig:

Herr Gredin, sehen Sie zu Ihren Worten. Ich habe noch nie von Ihrer Frau gesprochen, ihr weder gutes noch böses nachgesagt, ich kenne sie ja garnicht.

Gredin wurde durch Schultes ruhige Haltung, die ihm als Mißachtung erschien, nur noch wütender und schrie:

Das ist doch die reinste Unverschämtheit von

Euch, zu sagen, daß Ihr meine Frau nicht kennt, Ihr seht sie ja beinah jeden Tag.

Ich kann Ihnen nur nochmals anraten, sich zu mäßigen.

Jetzt sprang Gredin auf und trat mit geballten Fäusten auf Schulte zu, indem er rief:

Ich werde Euch zeigen, wie Ihr Euch zu benehmen habt!

In dem Augenblick trat aber der Wirt herzu, packte ihn ziemlich unsanft am Arm und schrie ihn an:

Sie gehen nach Hause, den Augenblick, ich will keine Händelmacher in meiner Wirtschaft.

Gredin beruhigte sich sogleich und schlich bebeschämt hinaus. Er stak tief in der Kreide beim Wirt.

Schulte war allein, er war erregt. In welcher Lage hatte er sich eben befunden — befand er sich noch. Er sah wieder den schmutzstarrenden Fußboden, die verräucherte Decke, die häßlichen, kahlen Wände; es ekelte ihn wieder die verdorbene Luft an wie am ersten Tage.

Die drei andern Kasinomitglieder kamen nach und nach. Er beteiligte sich wenig am Gespräch,

beobachtete viel und wieder erschienen sie ihm wie Karrikaturen. Er nahm sich vor, die Wirtschaft nie mehr zu betreten.

Am anderen Morgen klopfte es an der Thür seines Büreaus und ehe er „Herein“ rufen konnte, huschte eine Dame ins Zimmer und setzte sich ihm gegenüger auf einen Stuhl — es war Frau Lobmeyer.

Entschuldigen Sie, mein Herr, ich muß Ihnen etwas sagen.

Bitte!

Denken Sie! gestern Abend habe ich fünftausend Franken geschickt bekommen und heute Morgen fehlten davon schon wieder zweitausend.

Oh! sagte Schulte bedauernd, wie ist denn das möglich?

Ach, mein Dienstmädchen hat das Geld genommen. Aber gleich zweitausend Franken, das ist doch zu viel — denken Sie!

Schulte erinnerte sich jetzt an das was Hubmaierle ihm einst erzählt hatte und war orientiert.

Sie müssen aufs Amtsgericht gehen oder zur Staatsanwaltschaft, ich kann in dieser Sache nichts thun.

O nein, das möchte ich nicht, ich möchte das Mädchen nicht unglücklich machen, wissen Sie. Ich kenne seine Familie, es ist aus einer guten Familie, wissen Sie.

Was wünschen Sie denn aber von mir, was glauben Sie, daß ich thun kann?

O, Herr Gredin schickt mich, ich möchte nur bitten, daß Sie sie kommen ließen und ihr ihr Unrecht vorhielten und ihr sagten, daß sie das Geld zurückgeben müsse.

Dazu bin ich nicht verpflichtet und auch wohl kaum berechtigt. Sie könnte mich sogar wegen Beleidigung verklagen, wenn ich ihr ins Gesicht sagen wollte, sie hätte gestohlen. Gehen Sie doch zum Pfarrer, der kann eher über solche Dinge mit ihr reden.

In diesem Augenblick wurde Frau Lobmeyer kreidebleich, sprang mit starrem Entsetzen auf und krallte sich mit ihren schwachen, welken Fingern so fest in seinen Arm, daß es schmerzte, indem sie nur die Worte ächzte: Da! da! und nach der Thür starrte.

Ein Bauer hatte ohne anzuklopfen seinen struppigen Kopf hineingesteckt; Frau Lobmeyer war

von ihrer Wahnvorstellung befallen worden und hatte den Teufel erblickt. Sie sah scheußlich aus, das hagere alte Weib, mit den Augen, die aus den Höhlen zu springen drohten, mit den von wilder Angst verzerrten Zügen.

Schulte machte sich mit unverhohlenem Ekel von ihr los und sagte zu dem Bauer, daß er etwas warten möge, worauf dieser wieder hinausging. In der Thür rannte ein Mädchen gegen ihn an, das eilends hereintrat; es war Frau Lobmeyer's Dienstmädchen. Sie fuhr ihre Herrin an:

Wo stecken Sie denn? ich suche Sie seit einer halben Stunde.

Dann wandte sie sich sehr barsch gegen Schulte:

Und sie könnten auch etwas besseres thun, als die Leute nach Schlechtigkeiten ausfragen. Für was sind Sie denn bezahlt, wenn Sie dem lieben Gott den Tag abstehlen?

Schulte wurde ärgerlich: Frau Lobmeier ist sehr ungebeten gekommen, ebenso wie Sie.

Das Mädchen stellte sich breitbeinig vor ihm hin, die Hände in der Seite:

Sie wollen uns wohl gar die Thür weisen.

In der That, Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mich baldigst allein lassen wollten.

Beide Frauenzimmer warfen ihm wütende Blicke zu und entfernten sich, das Mädchen indem es zischte: Nun wir werden ja sehen!

Und wirklich hatte er bald darauf verschiedene kleine Unannehmlichkeiten.

Seinen Vorsatz, die Wirtschaft nicht mehr zu betreten, führte er mit Festigkeit durch. Er lernte es jetzt, allein zu sein. Tage, Wochen, Monate hindurch. Aber mit der Einsamkeit um ihn herum ward es auch in seiner Seele öde und leer.

An einem trüben Novembertage, einem Sonntage, saß er, wie immer, einsam in seinem Zimmer. Vor ihm lag ein aufgeschlagenes Buch, er starrte vor sich hin, er hatte sich müde gelesen. Aus einer Träumerei erwachend, sah er nach der Uhr und seufzte: Zwei Uhr! Jetzt habe ich noch neun Stunden vor mir, um mit Aussicht auf Schlaf ins Bett gehen zu können.

Er erhob sich und ging etwas im Zimmer auf und ab, um die Steifheit aus seinen Gliedern zu beseitigen, denn er hatte sehr lange gesessen und gelesen. Dann trat er ans Fenster mit dem Ge=

danken an einen Spaziergang. Er pflegte sich oft auf endlosen Spaziergängen zu ermüden, um die Zeit herumzubringen und die Fähigkeit zum langen Schlafen zu gewinnen. An irgendwelchen geselligen Verkehr war bei den politischen und gesellschaftlichen Zuständen in Stadt und Land für ihn nicht zu denken. Aber auch für einen Spaziergang waren die Aussichten heute trostlos. Am Himmel hing eine ununterbrochene schwarzgraue Wolkenmasse, aus der der Regen gleichmäßig dicht herabströmte. Kein lebendes Wesen war zu sehen, lautlose Stille herrschte. Dann vernahm er ein Hundegebell aus weiter Ferne, wie mitten in der Nacht.

Neun Stunden, seufzte er nochmals, dann nahm er wieder das Buch zur Hand, setzte sich und versuchte weiterzulesen, obwohl ihn die Augen schmerzten.

Bald lag das Buch wieder auf dem Tisch, während er von neuem in Träumerei versank.

Da klopfte es und ein Dienstmädchen trat herein.

Madame Rähling läßt fragen, wann sie den Herrn sprechen könne.

Schulte drehte sich etwas unwirsch auf seinem Sessel herum:

Ach natürlich morgen früh um neun Uhr auf dem Bü . . .; dann stockte er.

Frau Rähling war eine Witwe, die Schulte seit drei Wochen beharrlich wegen einer Erbsteuerangelegenheit konsultierte, von der er ebensowenig verstand wie sie.

Ihm fiel jetzt ein, daß sie hübsch, noch nicht alt, von angenehm rundlicher Fülle und sehr sauber war. Die Besprechungen hatte sie oft über Gebühr ausgedehnt. Sollte ihr vielleicht weniger an der Sache liegen, wie an seiner Person, an der Unterhaltung . . . ja ja, die Unterhaltung . . .

Das Mädchen sah ihn befremdet an, weil er nicht antwortete, und wagte endlich, ihn zu erinnern.

Ja so! Bitte, sagen Sie Madame Rähling, daß ich den ganzen Tag zu Hause bleibe und jederzeit zu sprechen bin. Wenn sie es aber vorziehen sollte, so kann sie mich morgen von neun Uhr ab auf dem Bureau treffen.

Madame Rähling zog dies aber keineswegs

vor, denn nach kaum einer halben Stunde saß sie bei ihm im Zimmer.

Schulte erteilte ihr einen Rat, den er ihr wenigstens schon zehnmal erteilt hatte, dann sagte er nach einer kurzen Pause:

Ach, Madame, ich langweile mich so entsetzlich und ich glaube, es kann anderen Leuten kaum anders ergehen. Was beginnen Sie nur an einem solchen Tage wie heute.

O, mein Herr, ich langweile mich auch recht sehr.

Dann könnten wir uns eigentlich zu zweien langweilen, meinte Schulte scherzend.

Sie sah ihn lächelnd an: Ist es denn gerade notwendig, daß man sich langweilt, wenn man zu zweien ist?

Gewiß nicht, man kann sich ganz ausgezeichnet unterhalten . . .

In dieser Weise wurde das Gespräch noch eine Weile fortgeführt, und von jetzt ab hatte Schulte eine Liebschaft.

X.

Der Notar Germain, früher in Blänheim, jetzt in Paris, hatte seinen Sohn François in der Vorstellung aufgezogen, daß er die Rechte studieren und dann die bequeme und in seinem Lande angesehene Stellung eines Richters an einem Kollegialgerichte erstreben sollte. Der Krieg hatte ihn umgestimmt. Erfüllt von Rachegedanken und fest vertrauend auf einen nahen Sieg, hielt er die Laufbahn eines Soldaten für die ehrenvollste und wünschenswerteste.

Sein Sohn war seiner Natur nach chauvinistischen Anwandlungen keineswegs leicht zugänglich; er war von Charakter sanft und leichtlebig und sah die Zukunft mit einer behaglichen Lebensstellung, hinlänglichem Vermögen und einer angenehmen Frau im rosigsten Lichte. Die weite Welt außerhalb seines Interessenkreises kümmerte ihn nicht viel und er hatte von Hause aus sehr wenig Lust, für irgend etwas, inklusive Vaterland, seinen ruhigen Lebensgenuß zu opfern. Er war aber zu jung, um sich dem Einfluß eines fanatischen Vaters zu entziehen, auch wußte dieser

ihm das Soldatenleben recht angenehm auszumalen, und so war er denn in die militärische Laufbahn eingetreten und endlich in einem Kavallerieregiment Offizier geworden. Er konnte aber in seiner neuen Lage nicht recht warm werden. Jahrelang wollte ihn die Sehnsucht nach der heimischen Scholle nicht verlassen, und als endlich die alles lindernde Macht der Zeit sein Heimweh eingeschläfert hatte, wurde der Dienst ihm zuwider — die Zeit der Vergeltung ließ gar so lange auf sich warten.

Auch wollte es ihm zuweilen scheinen, als ob er bei seinen neuen Landsleuten trotz aller äußerlich zur Schau getragenen Sympathien doch nicht ganz für voll, für gleichstehend, angesehen werde.

Eines Tages hatte er Gelegenheit, einen Auftritt zu beobachten.

Ein Landsmann von ihm und ein anderer Kavallerist, wälscher Abstammung, waren wegen eines Futtersackes miteinander in Streit geraten, in dessen Verlauf der Wälsche seinen Gegner einen „deutschen Dickkopf“ schimpfte.

Zornig erwiderte dieser: Ich bin ebensogut ein Franzose wie Du.

Wenn Du Franzose sein willst, so lerne erst sprechen. Du sprichst ja wie eine spanische Kuh, war die Antwort.

Über diese Beleidigung geriet der andere in helle Wut, der er in heftigen Schimpfreden Luft zu machen suchte. Aber im Zorn drängte sich die Muttersprache mit solcher Allgewalt auf die Lippen, daß er nur das jämmerlichste Kauderwälsch hervorbrachte.

Der Wälsche lachte, daß er sich den Bauch halten mußte, ebenso ein paar Kameraden, die dabeistanden.

Sprich doch lieber Polnisch, keuchte er endlich vom Lachen erschöpft, oder Hebräisch, das verstehe ich ebenso gut, wie die Ochsensprache, die Du da zum besten giebst.

François kam beim Anblick solcher Auftritte der Gedanke nicht, ob es denn wohl wirklich der Mühe wert sei, mit allen Kräften seine Abstammung und seine Muttersprache zu verwischen, zu verleugnen, um in einem fremden, vielleicht nicht einmal gleichwertigen Volkstum unterzugehen.

Daß Deutschland Jahrhundertelang die herr-

schende Macht in Europa gewesen war, davon wußte er kaum etwas.

Daß die Deutschen nach ihrer geschichtlichen Stellung und ihrem Charakter dazu bestimmt scheinen, entweder zu herrschen oder unterzugehen; daß sie sich zu einem Volkstum emporarbeiten, daß trotz aller ihm anhaftenden lächerlichen Schwächen das kräftigste in Europa sein mag — davon ahnte er nichts.

Hätte ihn jemand darauf hingewiesen, daß seine stolzen Altvorderen die Zumutung, sich zu verwälschen, verächtlich von sich gewiesen haben würden, so hätte er dafür wohl nur ein Lächeln gehabt.

Dennoch hatte er beim Anblick solcher Auftritte ein unangenehmes Gefühl, ein Gefühl, das sich aber nie zu Gedanken abklärte. Hätte er sich klar gemacht, was ihn bewegte, er hätte gefunden, daß es nichts anderes war, als die Beschämung über seine Abstammung.

Wenn der Dienst ihm einmal recht zum Ekel war, dachte er wohl zuweilen daran, auf die früher geplante Laufbahn zurückzukommen. An Mitteln fehlte es ihm nicht und in sechs bis sieben

Jahren konnte er das früher vorgesteckte Ziel immer noch erreichen. Dazu brauchte er aber seinen Vater, und wenn er diesem von seinen Wünschen sprach, vertröstete er ihn immer wieder auf den nahe bevorstehenden Rachekrieg, hernach möchte er thun, was ihm gut schiene.

Auch die alte Heimat hätte er gern einmal wieder besucht, aber auch dagegen wehrte sich sein Vater. Er sollte das Heimatland nicht anders wiedersehen, denn als Sieger, mit dem Degen in der Faust, die unverschämten Eindringlinge züchtigend.

François war nicht von Leidenschaften verblendet und sah viel zu klar, um nicht die prahlerischen Redensarten, an denen sich sein Vater zu berauschen liebte, lächerlich zu finden. Dennoch wagte er nicht, ihm zu widersprechen, er hätte damit nichts erreicht, ihn nur unnütz in seinen tiefsten Gefühlen gekränkt, und so blieb alles beim alten.

Zwei Nachrichten trafen ihn ganz unerwartet und ziemlich gleichzeitig, die eine sehr unangenehm, die andere erfreulich. Sein Regiment sollte alsbald nach Afrika übersiedeln und Désirée war

ganz in der Nähe der Garnisonstadt bei Verwandten zum Besuch. Er erwirkte sich Urlaub, traf die nötigen Vorbereitungen für die Übersiedelung und eilte dann, Désirée aufzusuchen.

Die lange Trennung hatte ihr Bild doch etwas in ihm verwischt, obwohl er in den ersten Jahren sehr viel an sie gedacht hatte. Er stellte sich wohl vor, daß sie zu einer schönen Jungfrau erblüht sein müßte, konnte sich aber ihre Erscheinung nicht recht ausmalen. Umsomehr war er von ihrem Anblick überrascht. Sie war nicht von regelmäßiger Schönheit, und doch lachte ihm bei ihrem Anblick das Herz im Leibe. Prachtvolles blondes Haar, lustige, schelmische, braune Augen, schöne Farben, Grübchen in Kinn und Wangen, kirschrote Lippen, schlanke, weiche Formen, dazu sichere, anmutige Bewegungen und hübsche Kleidung.

Die erste Begrüßung war sehr herzlich, sie knüpften an ihre alte Freundschaft an und behielten das trauliche „Du“ bei.

François bemerkte aber bald, wie sich die alte jugendliche Zuneigung bei ihm verwandelte zur brennenden Liebe des Mannes zum Weibe. Dadurch änderte sich sein Benehmen zu ihr, sie

konnten den alten geschwisterlichen Ton im Verkehr nicht aufrechthalten und nicht wiederfinden, es war, als ob sich etwas zwischen sie drängte. War es nur unbewußte jungfräuliche Scheu auf Désirée's Seite? Wollte sie ihn absichtlich fernhalten? Er konnte darüber nicht klar werden, und doch drängte es ihn so sehr, Gewißheit zu erlangen.

Er fragte sie viel über die Familien in der Heimat, die sie beide kannten. Vieles hatte sich dort verändert, Tod und Auswanderung hatten stark aufgeräumt.

Dann fragte er sie auch, ob sie denn dort noch leben möchte:

O, erwiderte sie, sehr gern, wir haben uns gewöhnt und leben ganz in alter Weise fort, woran uns niemand hindert.

Die Antwort war ihm nicht genehm.

Er sprach dann viel von ihrer frühen Jugendzeit, von ihren Spielen und sonstigen gemeinsamen Erlebnissen und kam endlich auch einmal mit etwas stockender Stimme auf die bewegte Abschiedsscene zu sprechen.

Ach, sagte sie und versuchte unbefangen zu

lachen, aber es gelang nicht recht, ach damals waren wir ja noch Kinder — ich wenigstens war eins.

Aus Kindern werden Leute, erwiderte er bewegt.

Sie wurde beklommen, sie fühlte, worauf er hindrängte. Nein, sie wollte keine Erklärung — um alles in der Welt jetzt nicht. Sie nahm ihre ganze Kraft zusammen, um sich zu beherrschen, und es gelang ihr, ruhig und kühl zu sprechen:

Ja, Du bist ein großer starker Mann geworden, aber fürchtest Du nicht, daß das Klima in Afrika Dir schaden wird?

Das wirkte wie ein Wasserguß, er antwortete verstimmt mit irgend einer Redensart.

Als Désirée allein war, preßte sie die Hand gegen ihr Herz. Ja dort unten regte es sich warm für ihn. War es die Liebe? — War es Mitleid?

Sie hatte aus seinem Gespräch herausgehört, wie sehr ihm die alte Heimat noch am Herzen lag, wie peinlich ihm die Aussicht auf den Aufenthalt in Afrika war. Er war ihr so gedrückt, so hoffnungsarm vorgekommen.

War es Mitleid?

Nun, war es das, so war es nicht jene schadenfrohe oder mißachtende Regung, die verletzt, sondern jene herzenswarme Empfindung, die ihren Gegenstand so gerne glücklich wissen möchte, sei es auch durch eigene Opfer.

Dann dachte sie an ihren Abschied in Blänheim und wie sie ihm treue Liebe versprochen hatte.

Ach, was sie sich damals unter treuer Liebe gedacht, das hatte sie auch heute noch für ihn.

Sollte er sie anders verstanden haben? Er war damals schon reifer.

Auch François preßte die Hand auf's Herz: O wie das brennt!

Hat sie mich absichtlich zurückgestoßen? hat sie meinen heißen Wunsch nach Annäherung und Erklärung nicht gemerkt?

In dieses Liebeshoffen und -bangen schlug wie ein Blitz der sehr verfrühte Marschbefehl. François mußte Hals über Kopf fort.

Désirée hatte ihm kurz vor der Abreise einige freundliche Abschiedsworte gesagt und war dann beim Aufbruch nicht mehr sichtbar geworden.

War das Kälte? War es die Furcht, von ihren Gefühlen überwältigt zu werden?

Mit diesem Päckchen von Hoffnung und Zweifel trat François die Reise nach Afrika an.

XI.

Die Gräfin lehnte sich nachlässig in ihren Sessel zurück, ein Band Zola, in dem sie geblättert hatte, lag neben ihr. Sie hatte ein leichtes Gähnen: Es wird langweilig in der Residenz, murmelte sie, ich sehne mich auf's Land.

In diesem Augenblick wurde Baron Hochnadel gemeldet und trat ein.

Er war, wie immer, in tadelloser Toilette: Schönes Wetter heute, gnädigste Gräfin, begann er die Unterhaltung.

Frühlingsluft, Baron, lächelte die Gräfin mit einem leichten Zwinkern der Augen.

Um des Barons feine Lippen zuckte ein kleines Lächeln, ein Lächeln, das fast wehmütig erschien; er war kein junger Mann mehr, er mochte wenigstens seine vierundzwanzig Jahre haben.

Fühlen Sie nicht auch ein Sehnen, Baron,

auf's Land nach . . . „Frau Baronin Moguel-Saulma," meldete der Diener.

Um des Barons Lippen zuckte ein leichter Spott, während über das schöne Gesicht der Gräfin ein Schatten huschte.

Die Moguel-Saulma trat ein und begrüßte die Herrschaften mit ihrer gewohnten plumpen Vertraulichkeit. Der Baron erwiderte mit soviel Kälte wie es einer Dame gegenüber nur irgend zulässig war. Die Gräfin war ängstlich, sie glaubte an der Saulma ein triumphierendes Wesen zu bemerken: Sollte mein Mann wieder . . . mein Gott! . . . Sie fühlte jetzt, daß sie dieses Weib hasse. Deshalb wandte sie sich mit gewinnender Freundlichkeit zu ihr:

Wie geht es ihrem Gemahl. Ich habe so sehr bedauert . . .

Désirée legte das Journal fort, in dem sie obigen Passus gelesen hatte. Sie war wieder in Blänheim.

Das ist nicht mehr zum Aushalten, murmelte sie, diese Handlung nun schon drei lange Kapitel

hindurch. Als ob die ganze Welt nichts weiter zu thun hätte, wie dem lieben Gott die Tage abzustehlen und sich dabei vornehm vorzukommen.

Sie sah eine weile sinnend vor sich hin.

Wo nur der Hans bleiben mag, er pflegt sich doch sonst nicht zu verspäten.

Johannes Schneider besuchte sein elterliches Haus jetzt häufiger wie je und es war unverkennbar, daß es Désirée war, die ihn anzog. Er forderte sie zu Spaziergängen auf, zu Besuchen bei Bekannten, schlug ihr Bücher vor, begleitete sie unverdrossen durch alle Läden, wenn sie einmal zur Stadt kam, kurz er suchte ihr auf jede Weise zu zeigen, daß er nicht mehr ihr brüderlicher Freund, sondern etwas anderes sein wollte; er war gründlich verliebt.

Jetzt that sich die Thür auf und er trat eilig herein.

Entschuldige, Désirée, ich habe mich verspätet, hast Du dich gelangweilt, bist Du böse?

Du hast früher nie viel danach gefragt, ob ich böse wurde, erwiderte Désirée lachend. Gelangweilt habe ich mich ein bischen, aber böse bin ich doch nicht.

Ich habe ein so amüsantes Geplauder im Figaro gefunden, fuhr Schneider entschuldigend fort, daß ich darüber die Uhr vergessen habe.

Dann hast Du mehr Glück gehabt, wie ich. Ich habe hier in einem Roman gelesen, der mich zur Verzweiflung bringt, und den ich keinenfalls zu Ende lesen werde.

Zeig einmal.

Nachdem er einige Seiten überflogen hatte, legte er das Heft ärgerlich weg.

Ach, das ist so eine von den unausstehlichen Erzählungen, in denen der Bürgerliche, außer in Bedientenrollen, nur noch in geadeltem Zustande vorkommt und in diesem Zustande als Schuft oder lächerliche Figur Verwendung findet.

Für wen sind denn aber solche Erzählungen geschrieben, fragte Désirée, für die „Grafen“ und „Barone“, denen man dort auf jeder Seite begegnet, doch wohl nicht, es müßten wenigstens recht fade Herren sein, wenn sie mit solcher Darstellung ihres Standes und ihrer Personen zufrieden wären.

Für die sind sie auch wohl nicht; aber es gibt in Deutschland, besonders im Osten, Personen

genug, die bei jedem hochklingenden Namen die Ohren spitzen, die eine recht klägliche Lebensführung entschuldigen, wenn sie nur die eines Barons ist, die ans Fenster springen, sobald ein schmucker Offizier in bunter Uniform vorübergeht, die . . .

Wie Du in Eifer gerätst, unterbrach Dêsirée ihn neckend, das letztere ist eigentlich nicht so unerklärlich, denn an einem hübschen Manne wird durch eine hübsche Uniform nichts verdorben.

Da haben wir's! Ich sehe schon so einen Herrn, so einen rechten bunten, kommen, sehen, siegen und meine schöne Désirée in seinen Armen.

Über Désirées sonniges Antlitz flog ein wehmütiger Zug.

Siehst Du das wirklich?

O nein, ich sehe ganz etwas anderes.

Vor dem Blick, mit dem er sie bei diesen Worten ansah, schlug sie die Augen nieder.

Merkwürdig! Wie schon oft bei ähnlichen Veranlassungen, stieg François' Bild vor ihr auf, traurig, mit einem flehenden Ausdruck.

Sie fühlte, daß Schneiders Blick noch auf ihr ruhte.

Wir wollen gehen, sagte sie kurz und stand auf.

Sie begannen ihren Spaziergang und als sie in den nahen Wald eingetreten waren, bot Schneider seiner Begleiterin den Arm.

Es war dies zunächst nur ein paar mal im Scherz geschehen, bald aber war es zur Regel geworden, denn es plauderte sich besser so und Désirée war auch etwas bequem, so daß sie sich gern beim Gehen stützen mochte.

Übermorgen muß ich eine längere Dienstreise antreten, bemerkte Schneider, auf der ich jedenfalls Schulte treffen werde. Auf das Wiedersehen bin ich gespannt. Ich habe lange nichts von ihm gehört und seine letzten Briefe waren so dumm und trübselig, daß ich mich darüber geärgert habe.

Ei wie kommt das? Nach dem, was Du mir sonst von ihm erzählt hast, habe ich geglaubt, daß es ein kluger, vielseitig gebildeter Mann sei.

Das ist er auch, aber er leidet an den Modefehlern, an Unzufriedenheit ohne benennbaren Grund, an Fatalismus, an Weltschmerz . . .

Daran leiden wir beide nicht, sagte Désirée lachend.

Nein, wir wollen uns die Freude an Gottes

schöner Welt nicht verderben lassen und werden uns auch zu trösten wissen, wenn uns einmal ein Unglück trifft — nicht war Désirée?

Sie nickte nur leicht.

Übrigens, fuhr er nach einer Weile halb scherzend fort, habe ich nicht mehr recht Lust, Freuden und Leiden dieses Daseins allein zu tragen; ich muß während der Reise einmal Umschau halten, ob sich nicht eine passende Gelegenheit findet.

Sie verzog keine Miene — es war zum verzweifeln.

Sie hatte sein Hoffen und Wünschen längst durchschaut und wäre ihm so gern entgegengekommen, aber immer im gegebenen Augenblick trat François vor sie hin mit seinem traurigen Gesicht und machte sie zurückschrecken.

So eine Revisionsreise muß recht langweilig sein, sprach sie nach einigem Besinnen.

Ja sehr langweilig, erwiderte Schneider niedergeschlagen mit einem Seufzer.

XII.

Schulte ließ die von außen gegebenen Zustände zu sehr auf sich wirken, er hatte ihnen keine zähe Widerstandskraft entgegenzusetzen, oder sie schlummerte wenigstens. Die frische Willenskraft, die über ihn gekommen war, als er sich einst in den Universitätsjahren dem geistigen Versinken nahe sah, hatte viele Jahre angehalten, jetzt erlahmte sie in den ungewohnten engen Verhältnissen; er bedurfte der äußeren Anregung, wenigstens erfrischender Erholung, und diese fehlte ganz.

Wie er sich einst von dem Strudel der Studentenwelt gedankenlos hatte fortreißen lassen, so steckte er jetzt fest in dem traurigen Sumpf des kleinstädtischen Lebens.

Er hätte sich wenigstens eine Erleichterung verschaffen können, wenn er oft verreist wäre, aber auch das that er aus Schlaffheit nicht. Allerdings waren die Verbindungen so ungünstig, daß er, um eine größere Stadt oder eine schöne Gegend erreichen zu können, jedesmal Urlaub hätte erwirken müssen; dennoch hätte er die Mühe nicht scheuen sollen.

Der Verkehr mit Madame Rähling hatte sehr schnell ein Ende gefunden. Madame Lobmeyer, oder vielmehr ihr Dienstmädchen, hatte das Verhältnis bald ausgekundschaftet und ihnen so viel Unannehmlichkeiten zu bereiten gewußt, daß sie ihre Beziehungen notgedrungen abbrechen mußten.

Von da ab war er wieder vereinsamt.

Um sich vor geistigem Verkommen zu schützen, kam er zunächst auf den ganz guten Gedanken, sich fleißig wissenschaftlich zu beschäftigen. Er fing also an, einzelne Sachen, die ihn interessierten, mit Eifer zu studieren; aber er bekam Überdruß daran, besonders wohl, weil ihm jede Möglichkeit eines Gedankenaustausches mit gleichgestimmten, geistig gleichstehenden Menschen fehlte.

Dann ließ er sich eine Menge Bücher und Zeitschriften kommen und las und las täglich, so lange er es in den Augen aushalten konnte. Bald war er so weit vorgeschritten, daß er bei manchen Romanen, wenn er die ersten zwanzig Seiten gelesen hatte, schon genau wußte, was auf den nächsten zweihundert zu erwarten war.

Natürlich bekam er auch das massenhafte Lesen satt.

Auf eine sehr gefährliche Bahn geriet er, wie er sich des Weines, als des berühmten Sorgenbrechers und Freudenbringers erinnerte. Er ließ sich eine Anzahl guter Weinsorten kommen und begann dieselben gründlich durchzukosten.

Zum großen Glück für ihn war seine Körperanlage für solche „Zerstreuungen" garnicht geeignet. Er geriet in einen so unerträglichen Zustand, daß er zu einem mäßigen Lebenswandel zurückkehren mußte.

Als er eines Morgens fest beschloß, dem Bachusdienst zu entsagen, war grade schöne Sommerzeit. Von jetzt ab trieb er sich halbe, ja ganze Tage lang, wenn seine amtliche Thätigkeit es gestattete, in den Feldern und Wäldern herum.

Dabei erholte er sich körperlich sehr rasch und vor der aufblühenden Gesundheit schwand auch, wenigstens in etwas, das quälende geistige Unbehagen, das ihn bis dahin in Winkelheim noch nicht verlassen hatte. Er teilte jetzt seine Zeit vernünftig zwischen Arbeit, Lektüre und körperlicher Anstrengung, brachte möglichst viel Zeit bei den Mahlzeiten zu, schlief möglichst lange und vegetierte so wenigstens erträglich weiter.

Aber zu einer reinen Heiterkeit der Seele gelangte er auch jetzt nie. Wie beneidete er die Bauernjungen, die am Morgen lustig pfeifend an seinem Fenster vorüberzogen, wenn er im Halbschlaf dalag, sich vor dem Erwachen fürchtend mit der traurigen Aussicht auf einen langen, freudelosen Tag.

So traf ihn Schneider, als er ihn eines Tages aufsuchte.

In der ersten Freude des Wiedersehens, in der Freude, endlich einmal wieder einen Menschen zu sehen, wie er sich ausdrückte, war an Schulte nicht viel Veränderung zu bemerken.

Natürlich kam er sehr bald auf seine Lage zu sprechen und malte seinem Freunde ein wahres Schauer- und Jammerbild.

Diesem drängte sich der Gedanke auf, warum denn er, der durch sein Vermögen ganz unabhängig gestellt war, in einer für ihn so peinlichen Lage ausharre. Er stellte aber die entsprechende Frage noch nicht, sondern ließ ihn reden und beobachtete ihn.

Er fand ihn jetzt sehr verändert.

Von der heitern Spottlust, die früher ein

charakteristischer Zug an ihm war und sich auch in seinen Zügen ausgeprägt hatte, war nichts mehr zu bemerken. Sein Gesicht hatte einen müden und etwas schmerzlichen Ausdruck.

Sein Äußeres war vernachläßigt, was Schneider umsomehr auffiel, als er sich früher fast mit übertriebener Sorgfalt gekleidet hatte.

Sein Blick fiel jetzt auf ein beschriebenes Blatt Papier und mit Überraschung bemerkte er an der Schrift, daß es Verse waren.

Was, rief er lachend, so weit ist es schon mit Dir gekommen, Du dichtest schon? Wenn Dir das früher jemand prophezeit hätte! Darf man es lesen?

Meinetwegen, erwiderte Schulte in seinem müden Ton und Schneider las:

. . . . .

Aber es vergehn die Tage
In dem wüsten Einerlei;
Jede Änderung scheint Plage,
So vergeht des Lebens Mai.

Änd'rung selbst, die gutes brächte
Und die heiße Sehnsucht stillt',
Scheuchet mir den Schlaf der Nächte
Und der Wunsch bleibt unerfüllt.

Wenn ein Gott mir Himmelsgrüße
Brächt', das Paradies mir wies',
Ob ich wohl den Staub verließe
Und das Glück nicht schwinden ließ'?

Schneider rückte unruhig auf seinem Stuhl und brummte etwas wie „sonderbare Stimmung“ vor sich hin, dann las er weiter:

Mich flieht der Schlaf.
Das Bett ist mir zur Last.
Das Auge starrt ins Dämmerlicht des Mondes.

Was wogt in deiner Brust?
Was klagt dich an mit finstrer Geisterstimme?

Warum so oft
Naht die Verzweiflung dir in einsam stiller Nacht?

Woher die grause Stimme,
Die dich mahnt,
Das läst'ge Dasein knirschend wegzuwerfen?

Da tönt's von weitem
Engelsstimmen gleich —
Wie weich wehmütig regt sich 's in der Brust:

„Du bist ein Mensch,
„Nur in der Freude,
„Die andern gibt, kannst reines Glück du finden.

„Das wilde Herz,
„Das in der Brust dir tobt,
„Es schreit nach Liebe, möchte Liebe geben.“

Dann webet sich im Mondenschein ein Bild,
Es blickt vertrauend mild zu mir hernieder.

Sehnsüchtig breit ich
Meine Arme aus,
Es an die fieberheiße Brust zu pressen — —

Da tönt ein teuflisch Lachen aus der Tiefe:
„Zu spät, du bist
„Auf ewig schon verloren.“

— — — — — — — — — — — —

Das Bild zerfließt,
Verzweiflung bleibt zurück.

Schneider warf entrüstet das Blatt fort, indem er rief:

Bist Du denn ganz von Sinnen! Entschuldige, wenn ich offen spreche, ich kann mir als dein Freund das wohl erlauben. Es ist eine wahre Schande, daß ein Mensch wie Du, mit allem ausgestattet, was nur begehrenswert scheint, sich in eine solche Heulmeierei verliert. Was brauchst Du denn hier zu versauern, geh doch fort, wenn

Du den Entbehrungen, die das kleinstädtische Leben auferlegt, so wenig gewachsen bist. Geh doch in eine große Stadt, auf Reisen, damit Du nur erst wieder zu Verstand kommst.

Auch diese heftigen Vorwürfe vermochten Schulte noch nicht aus seiner Erstarrung aufzurütteln.

Ach Schneider, erwiderte er kummervoll, Du verstehst die schwere Kunst, glücklich zu sein. Ich glaube schwerlich, daß es mir je gelingen wird, meine gedrückte Stimmung wieder zu bemeistern, wohin ich auch gehen mag. Ich kann mich doch auch unmöglich in meinem Alter schon als Rentier einrichten.

Und ich sage Dir nochmals kurz und bündig, Du bist nicht recht bei Verstand und mußt und kannst Dich wieder aufraffen.

Beide schwiegen eine Weile, dann fuhr Schneider fort:

Vielleicht wäre es auch gut, wenn Du Dich verheiratetest. Mir scheint nach Deinen herrlichen Gedichten, als ob Dir so etwas wie Verliebtheit in den Gliedern steckt, und das „milde Bild im Mondenschein gewebt“ wird auch wohl irgendwo in Fleisch und Blut auf der Erde wandeln.

Darin hast Du recht.

Ei! ei! Darf ich wissen, wer die Glückliche ist.

Deine Schwester, erwiderte Schulte tonlos.

Schneider war, als hätte ihm jemand ein Glas Wasser in den Nacken gegossen.

Er konnte bei seiner gesunden, nüchternen Denkweise, bei seiner klaren, grade und rasch das Ziel erstrebenden Art zu handeln nicht ahnen und nicht verstehen, wie ein vernünftiger Mensch, der ein Mädchen liebt, dazu kommen kann, sich nicht im geringsten um sie zu bekümmern, die Hände in den Schoß zu legen und zu versimpeln. Auch verursachte es ihm ein peinliches Gefühl seine Schwester so, in diesem Zusammenhange, genannt zu hören.

Schulte, wie er früher war, wäre gewiß eine begehrenswerte Partie gewesen. Ein stattlicher, gescheiter, gutherziger Mensch, an dessen Seite eine verständige Frau, wie seine Schwester Anna, gewiß höchst vergnügt durchs Leben hätte pilgern können. Aber Schulte, wie er jetzt war, war doch ein etwas sonderbarer Kauz.

Indes war es denn möglich, konnte ein Mensch in so kurzer Zeit sich so vollständig verändern,

konnte er so vollständig versinken, daß man an einem Aufraffen verzweifeln müßte?

O nein! Er hatte soeben noch die Zuversicht ausgesprochen, daß sein Freund sich auf sich selbst besinnen werde, und er glaubte das in der That, er war ihm ein aufrichtiger Freund, der das Vertrauen so leicht nicht verliert.

Er brach daher nach reiflicher Überlegung das Schweigen:

Da Du mir meine Schwester in diesem Zusammenhange nennst, muß ich annehmen, daß Du ernste Absichten hast und Du kannst Dir wohl denken, daß ich Dir nicht entgegen sein will. Indes glaube ich Dich darauf aufmerksam machen zu müssen, daß Du bisher eine etwas ungewöhnliche Brautwerbung betreibst, indem Du Dich in diesen Winkel vergräbst und nichts von Dir hören oder sehen läßt. Auch dürfte es für Dich von Interesse sein, zu hören, daß eine Madame Theekarre, die Du ja kennst, ihren Neffen, einen pariser Advokaten, bei uns eingeführt hat, der offenbar bemüht ist, die Gunst meiner Schwester zu erwerben.

Während des Schweigens und während Schneider

sprach, war Schulte mit nervöser Hast im Zimmer auf und ab geschritten, bei den Schlußworten blieb er wie versteinert vor ihm stehen.

Merkwürdig! Während der ganzen langen Zeit seit er sie nicht gesehen, hatte er sich bemüht, das Mädchen, das er liebte, zu vergessen, sie aus seinen Gedanken und Träumen zu verbannen — wiewohl vergeblich. Jetzt auf einmal, wo er Gefahr lief, sie unwiderruflich zu verlieren, schien es ihm, als ob das größte Unglück seines Lebens ihn bedrohte.

Blitzschnell ging eine Veränderung in ihm vor und stand der Entschluß bei ihm fest, mit allen Kräften nach ihrem Besitz zu streben.

Er wollte Urlaub nehmen, er hatte einen guten Vorwand und konnte Stellvertretung beschaffen. Dann wollte er nach S. gehen und von dort aus so bald und so oft, wie nur irgend möglich Besuche im Blänheimer Pfarrhause machen, Schneider sollte ihn unterstützen.

Aber sein Rival!

Schneider, fragte er hastig, hat jener Mensch der pariser Advokat, bei deiner Schwester Erfolg?

Nein, soviel ich bis jetzt habe beobachten können, garkeinen.

Ich reiche heute ein Urlaubsgesuch ein, in den nächsten Tagen komme ich nach S., werde ich Dich dort treffen?

Gewiß! Ich reise schon morgen dahin zurück.

Gut! Du wirst sehen, ob ich noch Willenskraft und Gewandtheit besitze.

So ist's recht! Komm, jetzt wollen wir eine Flasche Wein trinken gehn, ich habe Dir noch manches zu erzählen.

XIII.

Wenige Tage später sehen wir Schulte tadellos gekleidet mit seinem Freunde Schneider dem Pfarrhause in Blänheim zupilgern.

Annas Anblick machte einen tiefen Eindruck auf ihn und er fühlte sein Herz lebhaft pochen, als er sie beim ersten Wiedersehn erröten und ihr schönes Antlitz von einem Freudenschimmer erhellt sah. Der Gedanke, daß er dieses herrliche Geschöpf vielleicht bald sein eigen nennen sollte, erfüllte ihn jetzt mit Entzücken.

Sein Streben war während des ganzen Tages darauf gerichtet, sie allein und unbeobachtet zu sprechen, und da Schneider ihm behilflich war, so gelang ihm dies mehrmals.

Wir hätten eigentlich Ursache Ihnen böse zu sein, meinte Anna einmal, da Sie unser Haus so ganz und gar vergessen haben.

O! Wie können Sie glauben, daß ich Sie und Ihr Haus jemals vergessen könnte! Ich fürchtete nur, die Trennung würde mir zu schwer werden, sagte Schulte heiter.

Ah! — Und jetzt fürchten Sie das nicht mehr, erwiderte sie ebenso.

O, wie sehr fürchte ich die Trennung; ich weiß aber auch, wie sehr ich mich auf das Wiedersehen freuen werde. Wenn Sie es mir nicht verbieten, werde ich sehr oft Ihr ländliches Stillleben stören.

Sie stören uns keineswegs, uns ist in unserer ländlichen Einsamkeit Besuch immer erwünscht, besonders . . .

Sie vollendete den Satz nicht. Darf ich dies „besonders“ auf mich beziehen? sagte Schulte lachend, fuhr dann aber ernster fort:

Nein, nein! Ich will so eitel nicht sein; ich

will einstweilen zufrieden sein, wenn ich nicht unbequem bin.

Dieses mit Wärme ausgesprochene „einstweilen“ machte sie ein klein wenig verlegen, aber dennoch ging die Unterhaltung munter fort.

Der Anfang war recht günstig, sagte sich Schulte, als er am Abend nach Hause ging.

Von nun an kam er sehr häufig nach Blänheim und machte in der Gunst der Familie die besten Fortschritte; nur Frau Schneider blieb zurückhaltend.

Madame Theekarre und ihr Neffe kamen während dieser Zeit nur zweimal, und beidemal wurde er von Schneider rechtzeitig benachrichtigt, sodaß er nicht mit ihnen zusammentraf; auch hatte dieser seine Schwester ein bischen ausgehorcht und ihm auf Grund seiner Beobachtungen mitgeteilt, daß der Schützling der Madame Theekarre nicht die geringsten Aussichten habe.

Anna war dieser Bewerber sehr lästig, der ihre kühle Zurückhaltung lediglich auf Verlegenheit zurückzuführen schien.

Sie dachte ernstlich daran, wie sie sich seiner entledigen könne und rechnete dabei auf die Unter-

stützung ihres Vaters. Sie war vielmehr von ihrem Vater erzogen worden wie von ihrer Mutter und stand ihm daher viel näher wie jener.

Papa Schneider liebte seine Tochter zärtlich und zog sie viel zu sich heran. Das dankte sie ihm mit warmer Kindesliebe; die Beziehungen zwischen ihr und ihrem Vater waren so vertrauensvoll und so offen, wie es in dieser lügenbedürftigen Welt nur möglich ist.

Sie suchte ihn daher eines Tages in seinem Studierzimmer auf und sagte ohne Umschweife:

Lieber Papa, ich sehe ja recht gut, was der Herr Dénoit will, aber ich mag ihn garnicht und es wäre mir lieb, wenn er das so bald wie möglich erführe und mich in Ruhe ließe.

Er sah sie nachdenklich an und sprach: Ja, mein Kind, die Gelegenheit zum Heiraten kommt aber nicht alle Tage, besonders wenn man so einsam lebt wie wir und nicht allzureichlich mit Glücksgütern gesegnet ist — oder willst Du vielleicht überhaupt nicht heiraten?

Das will ich nicht gerade sagen.

Oder hat mein schönes Töchterchen am Ende gar schon gewählt?

O nein, nein! erwiderte sie hastig und tief erröthend.

Ei ei! Warum denn so aufgeregt? — das ist verdächtig.

Nein, Vater, ich weiß, woran Du denkst, aber ich kann wirklich nicht sagen, ob ihm mein Herz gehört. Oft ist mir so, als hätte ich ihn sehr lieb; aber zuweilen kommt er mir vor, als hätte er kein Herz und könnte niemanden lieb haben, und dann fürchte ich mich vor ihm.

Nun, so überleg Dir's hübsch, damit Du wenigstens weißt, wie es steht, wenn er Dich fragt, sagte er lächelnd, und fuhr nach einer Weile fort:

Wegen des Herrn Dénoit werde ich mit der Mutter sprechen; wenn Du ihn durchaus nicht willst, ist es allerdings besser, er bleibt so bald wie möglich fort.

Nein, ich will ihn durchaus nicht, erklärte Anna nochmals mit größter Bestimmtheit.

Schneider sprach nun mit seiner Frau, damit sie die Madame Theekarre verständige.

Seine Frau war aber eine geheime Verbündete jener Dame. Gegen Schulte hatte sie eine große

Abneigung und wollte ihn ebenso bestimmt nicht zum Schwiegersohn, wie Anna den Dénoit nicht zum Manne wollte.

Als sie daher der Theekarre die unerwünschte Mitteilung machte, that sie es mit dem Ausdruck des Bedauerns und fügte hinzu, daß die Abneigung ihrer Tochter wohl nur dadurch erklärbar werde, daß Schulte sich mehr und mehr in deren Gunst einzuschleichen verstehe.

Madame Theekarre war aber durchaus nicht geneigt, einem Gegner leichthin das Feld zu räumen, noch dazu einem Gegner wie Schulte, den sie ebenfalls haßte. Sie sann auf Mittel, wie sie ihm entgegenwirken könne.

XIV.

Eines Tages kehrte im „Hotel" in Winkelheim eine Dame ein, die jedermann auf Französisch anredete und sich erst herabließ im Volksdialekt zu sprechen, als sie an den deutlichsten Anzeichen erkannte, daß niemand sie verstand.

Sie machte dann Einkäufe in einigen der ärm-

lichen Läden und suchte dabei allerlei über Schulte zu erfragen. — Es war Madame Theekarre.

Sie erfuhr aber nichts von Erheblichkeit, denn die Leute waren der „Fremden" gegenüber sehr zurückhaltend. Sie war nämlich eine Elsässerin, und der Elsässer ist in Lothringen ein „Fremder", ein „Hergelaufener", wie ebenso der Lothringer im Elsaß. Den schäbigen, scheelen, deutschen Partikularismus hat sich die Bevölkerung treu bewahrt, wie fast alle Lächerlichkeiten des deutschen Charakters, besonders auch die Hochachtung vor allem wirklich fremden, nichtdeutschen.

Schon etwas entmutigt bestellte sie ihr Mittagessen in ihr Zimmer, wohin es ihr von der recht niedlichen Wirtstochter gebracht wurde. Sie beschloß nun auch bei dieser anzuklopfen und brachte das Gespräch sogleich auf Schulte.

Er ist gewiß bei Euch in Pension, ein schöner, junger Herr, nicht wahr?

Das Mädchen zuckte verächtlich mit den Schultern und sagte kurz: Passiert!

Ei! dachte Madame Theekarre, die ist ihm sicherlich nicht sehr gewogen.

Nun, Euer Schatz scheint er eben nicht zu sein, sagte sie dann.

Der! ha, der könnt sich alle Müh anthun, eh ich ihn auch nur ansehn möcht!

Also eifersüchtig, folgerte die Dame.

Ei, warum denn so böse? Gewiß charmiert er mit einer andern und Ihr seid eifersüchtig, sagte sie scherzend.

Der kann gehn, zu wem er Lust hat, was kümmert's mich?

Nun, zu wem geht er denn?

Weiß ich's?

Er ist aber doch ein junger und hübscher Mann, man muß doch wohl einmal irgendwas von ihm geredet haben.

Ja, die Witwe Rähling, die alte Schachtel, soll eine Zeit lang mit ihm herumgezogen sein, die schämt sich ja vor nichts mehr.

Ah! also jetzt ist es nichts mehr mit den beiden?

Nein, sie sind schon längst wieder auseinander; er wird sie wohl satt bekommen haben, das alte Mensch.

Der erste Gang der Madame Theekarre am Nachmittage war nun zur Witwe Rähling.

Sie war zunächst sehr verwundert, statt der ‚alten Schachtel‘ eine blühende, junge Frau zu finden.

Sehr unangenehm überrascht aber war sie, als sie nach einigem Anklopfen bemerkte, daß sie nicht die geringste Bitterkeit gegen Schulte hegte.

Sie war ihm vielmehr noch recht von Herzen zugethan, und es war sehr gegen ihren Wunsch gewesen, daß sie sich von ihm hatte trennen müssen. —

Unter diesen Umständen konnte es nicht ausbleiben, daß das Gespräch eine recht scharfe Wendung nahm. Madame Theekarre wurde spitzig, Madame Rähling darauf noch viel spitziger, sodaß sich ein ganz stattliches Wortgefecht entspann. Leider ließ sich Madame Rähling im Verlaufe desselben sehr zum Schaden ihres Freundes zu der Äußerung hinreißen:

Wenn sie den Leuten Niederträchtigkeiten anhängen wollen, müssen Sie zu der Madame Lobmeyer gehen, der Mörderin.

Als die Theekarre dies vernommen hatte, gab sie nur noch einige kräftige Rückzugssalven ab und räumte das Feld.

* *
*

Schulte hatte inzwischen sein Liebeswerben eifrig fortgesetzt und glaubte jetzt mit Zuversicht die entscheidende Frage stellen zu können. Heiteren Sinnes, strahlenden Antlitzes zog er im Vorgefühl einer nahen glücklichen Zukunft dem Pfarrhause zu.

Als er eintrat, sah er zum ersten Male wieder Madame Theekarre.

Ihren höhnischen Blick erwiderte er mit einem kalten Gruß und schritt an ihr vorüber in das Wohnzimmer.

Hier saßen Anna und ihre Eltern. Seinen freundlichen Gruß erwiderte Frau Schneider garnicht, und der Pfarrer nickte verlegen und machte ein Gesicht, als ob ihm im nächsten Augenblick ein Zahn ausgezogen werden sollte.

Er bemühte sich vergebens, eine Unterhaltung anzubahnen. Der Pastor war wie abwesend, er hörte offenbar garnicht, was gesagt wurde und gab kurze, nichtssagende Antworten. Frau Schneider antwortete überhaupt nicht, sondern wandte ihm mit unverkennbarer Absichtlichkeit den Rücken; und als Anna ein freundliches Wort an ihn richtete, warf sie ihr einen wütenden Blick zu, worauf diese das Zimmer verließ.

Auf die Frage, die er an Schneider richtete, ob etwas vorgefallen sei, erhielt er keine Antwort.

Der Zorn wallte jetzt in ihm auf, er erhob sich stolz und sagte mit schneidender Schärfe:

Ich bin nicht gewohnt, mich in dieser Weise behandeln zu lassen. Nach meinen Ansichten von Ehre hat ein anständiger Mann die Pflicht, sich offen auszusprechen, wenn er gegen einen anderen etwas hat. — Adieu!

Als er durch den etwas dunkeln Hausgang schritt und eben die Thür öffnen wollte, legte sich leise eine Hand auf seinen Arm. Er wandte sich um — Anna stand vor ihm:

Sie scheiden im Zorn über den beleidigenden Empfang, der Ihnen geworden ist. Glauben Sie nicht, daß ich schuld daran bin — ich weiß nicht, was vorgefallen ist — zürnen Sie mir nicht.

Als sie diese Worte sprach, zitterte ihre Stimme sehr und Thränen traten in ihre großen, schönen Augen.

Keine Spur von Zorn empfand Schulte mehr, ein überschwängliches Gefühl von Liebe und Glück übertäubte alles andere in ihm.

Er ergriff leidenschaftlich ihre Hand, die sie ihm nicht entzog.

Ach! Um alles in der Welt könnte ich Dir nicht zürnen, möchtest Du mir zugefügt haben, was auch immer. O Anna, ich . . .

Anna! rief in diesem Augenblick mit scharfer Stimme Frau Schneider aus einer Thür. Sie machte ihre Hand frei und war verschwunden.

Welcher Wirrwarr von Gefühlen durchtobte ihn jetzt.

Als er endlich in seinem Zimmer saß, suchte er sich zu sammeln. Aber ein Unglück kommt selten allein.

Er hatte Urlaubsverlängerung beantragt und sein Stellvertreter sich bereit erklärt, ihn noch ferner zu vertreten. Statt des erhofften Urlaubs kam jetzt ein Telegramm, worin er aufgefordert wurde, sofort zurückzukehren, da sein Vertreter gefährlich erkrankt sei. Da auch Kassenbestände in Frage kamen, so mußte er unweigerlich mit dem nächsten Zuge abreisen. Er hatte nur noch Zeit, ein paar Zeilen an Schneider zu hinterlassen . . .

„Du mußt sogleich zu Deinen Eltern hinaus —

irgend ein Mißverständnis scheint vorzuliegen, ich bin beleidigend behandelt worden — die Theekarre ist dort. Dazu muß ich infolge eines Telegramms sofort nach Winkelheim abreisen — es ist schrecklich — in dem Augenblick, wo ich die Gewißheit zu haben glaube, daß Deine Schwester mich liebt. — Sie hat gesprochen, ich habe ihr nicht mehr antworten können — das fühle ich, daß ich ohne sie nicht mehr leben kann — sage ihr das. — Schreibe mir sogleich morgen, ich kann es sonst nicht aushalten."

In das Blänheimer Pfarrhaus war die Theekarre wie der Blitz gefahren. Sie hatte sich nach Verabredung von der Lobmeyer einen Brief schreiben lassen, der ein Muster war von raffinierter Tücke.

Sie ließ sich darin, als sei sie eine alte Freundin, allerlei Mitteilungen machen — Familien-, Wetterangelegenheiten, Klatsch und dergleichen.

Eine auf Schulte bezügliche Stelle darin lautete in Übersetzung etwa folgendermaßen:

„... unter diesen verderbten Leuten ist der verderbteste Herr Schulte, ein Trunkenbold, der in den niedrigsten Wirtschaften umherzieht. Auch hat er schon eine anständige Frau durch schänd-

liche Kniffe verführt und betrogen, sodaß sie jetzt von ihrer Familie verlassen ist und niemand mehr sie sehen will ...."

Zufällig war Schulte gerade in dem Augenblick eingetreten, als die Frau Schneider und dann Schneider selber den Brief gelesen hatte; er hatte ihn eben in die Tasche gesteckt, als Schulte die Thür öffnete. Daraus erklärte sich auch seine Verwirrtheit, denn er war Schulte aufrichtig zugethan.

Seine Frau aber empfand eine boshafte Freude und hoffte den verhaßten Bewerber jetzt für immer beseitigt zu haben.

XV.

Schulte traf mit dem frischen Schmerz im Herzen in seinem traurigen Nest wieder ein; aber doch kam er als ein anderer, als ein glücklicherer Mensch zurück. Die verschwommene, gegenstandslose und doch so quälende Unzufriedenheit war verschwunden, sein Hoffen und Fürchten hatte ein bestimmtes Ziel; ja, wenn er an die letzte kurze Unterredung mit Anna dachte, überwog die Hoffnung.

Seine Zukunft gewann bestimmtere Umrisse; er

wollte möglichst bald heiraten, auf keinen Fall in Winkelheim bleiben, sondern seine Versetzung erwirken oder seinen Abschied einreichen.

Am zweiten Tage kam ein Brief von Schneider.

. . . . .

„gut ist es, daß ich durch die Schwatzhaftigkeit Hubmaierles über alle Winkelheimer Vorkommnisse auf das genaueste unterrichtet war. Deine alte Feindin, die unheimliche Frau Lobmeyer, hat dir wieder einen niederträchtigen Streich gespielt. Sie hat — jedenfalls infolge einer Verabredung — an die Theekarre einen Brief geschrieben, in welchem Du beiläufig und scheinbar zufällig erwähnt und als „soûlard“ bezeichnet wirst. Ferner wird dir nachgesagt, daß Du eine ehrsame Frau durch schändliche Kniffe verführt und ins Unglück gebracht hättest.

Von meiner Mutter erwähne ich hier nichts. Aber auch mein Vater war sehr aufgebracht gegen Dich, nicht zum wenigsten wegen der beleidigenden Art, in der Du Dich angeblich von ihm verabschiedet haben sollst; Du wirst Dich vielleicht entschließen können, einige Worte der Entschuldigung an ihn zu richten.

Bezüglich des „soûlard“ konnte ich ihn natürlich sogleich beruhigen. In der anderen Beschuldigung steckt ja leider ein Körnlein Wahrheit, wenn auch nur ein ganz kleines, denn die Madame Rähling befindet sich ja glücklicherweise ganz wohl und wird als eine selbständige, wohlhabende Wittwe von ihren Verwandten nur allzusehr aufgesucht. Aber dieses Körnlein genügt doch, um einen Mann wie meinen Vater ernstlich zu verstimmen; Du wirst also wohl auch in Bezug auf diesen Punkt einige entschuldigende und besänftigende Worte aufbieten müssen.

In meiner Schwester hast Du Dich nicht geirrt, Du scheinst Dir in ihrem reinen Herzen einen weiten Platz erobert zu haben.

Sie will von den schändlichen Beschuldigungen einfach garnichts glauben, hält alles für rein aus der Luft gegriffen und Dich für den edelsten Tugendspiegel. Aber die Wahrheit kommt doch an das Licht und darum ist es am besten, sie erfährt sie gleich von dir selber. Sprich, oder vielmehr, da das zur Zeit nicht angeht, schreib ihr offen mit ein paar begütigenden Worten; ein

liebendes Mädchen ist ja in der Regel nicht schwer zu versöhnen."

Schulte war sehr empfindlich, wenn er die Achtung gegen sich verletzt glaubte; das Benehmen des Pastors Schneider hatte ihn tief empört, er glaubte irgend eine Genugtuung beanspruchen zu müssen und jetzt hieß es für ihn, sich entschuldigen und nochmals entschuldigen.

Und diese dumme Heiligthuerei wegen seines kleinen Liebeshandels mit der Rähling — was hatte er wegen dieser Geschichte schon alles für Unannehmlichkeiten gehabt!

Dann blieben seine Gedanken bei der Frau Lobmeyer haften und die Zornader schwoll ihm an. Wieviel Ärger und Kummer hatte ihm dieses schändliche Weib schon bereitet; dieser letzte Streich setzte aber allen die Krone auf!

Seine Stimmung wurde dadurch nicht besser, daß sein Gewissen ihm immer wieder das Körnlein Wahrheit vorhielt.

So antwortete er denn Schneider in aufgeregtem Ton.

In dem Briefe hieß es unter anderem:

— — — — — — — — — —

. . . „Dein Vater hat sich in einer Art gegen mich benommen, für die ich sehr schlimme Bezeichnungen haben würde, wenn ich mich einem gleichgestellten Manne gegenüber befände, einem Manne, von dem ich Genugthuung erzwingen könnte. Er ist es, der sich zu entschuldigen hat, nicht ich.

Und was soll dieses Gethue wegen der kleinen Liebelei mit der Rähling? Sage doch Deinem Vater, er möchte sich einmal unter hundert jungen Männern meines Standes und Alters umsehen, ob er einen darunter findet, der sich bis an seine Dreißig heran den Ruf der Unbeflecktheit bewahrt hat; und findet er einen, so erteile ich ihm den Rat, ihm um Gotteswillen seine Tochter nicht zur Frau zu geben.“

Schneider war von diesem Zorneserguß natürlich sehr unangenehm berührt; aber dennoch schwankte er keinen Augenblick. Er war treu wie Gold, er blieb bei seiner Familie nach wie vor seinem Freunde ein eifriger und geschickter Anwalt. Allerdings handelte er hierin ebenso sehr im Interesse seiner Schwester wie in dem seines Freundes.

Sein erster wohlüberlegter Schritt war der,

daß er ihn vierzehn Tage lang ohne Antwort zappeln ließ.

In den ersten Tagen, nachdem Schulte den Brief abgeschickt hatte, war er sehr mit sich zufrieden gewesen. Dann kam ihm der Gedanke, daß er doch wohl am Ende manches geschrieben hätte, was er nicht recht verantworten könnte, oder wenigstens besser nicht zu verantworten suchte. Als nun Tag auf Tag ohne Antwort verging, befiel ihn eine immer steigende Angst, ob er nicht etwa das Band zwischen sich und der Familie Schneider ganz zerrissen hätte. Schon war sein Stolz so weit gebeugt, daß er entschlossen war, entschuldigend an Schneider zu schreiben, als von diesem ein Brief eintraf.

Der Brief war ohne jede Gereiztheit im wohlwollendsten Tone gehalten.

— — — — — — — — — —

. . . „meinen Vater habe ich fast ganz beruhigt, indes meint er, daß Du wohl ein paar Worte der Entschuldigung für ihn haben könntest; auch glaubt er Deinen Fehltritt nicht so ganz leicht beurteilen zu dürfen. Ist es nun wirklich so sehr schlimm den Anschauungen eines alten

ehrwürdigen Herrn etwas entgegenzukommen? Mußt Du durchaus als ein Recht beanspruchen, was man Dir als eine Sünde verzeihen will? Wenn Dich der Gedanke trösten kann, so denke, daß Du Dich nicht beugen würdest, wenn Du für Dich allein zu handeln hättest, daß Du aber auch im Interesse einer anderen Person handeln mußt, die Du, wie Du sagst, so sehr liebst.

Ich hatte Anna darauf vorbereitet, daß sie einen Brief von Dir erhalten werde, nun ist aber keine Zeile von Dir eingetroffen. Die Einwirkung der Mutter und der Frau Theekarre hört natürlich nicht auf und das arme Mädchen ist in einer traurigen Lage."

Schulte war jetzt für diesen Brief aufrichtig dankbar, er war entwaffnet, der Gedanke, daß er Anna verlieren könne, hatte ihn in den letzten Tagen zu sehr gequält.

Zuerst schrieb er an sie:

— — — — — — — — — —

... „Ich möchte Dir nichts sagen, als daß ich Dich liebe, und immer wieder, daß ich Dich liebe, ach so heiß so heiß liebe; aber ein hartes Geschick zwingt mich Dir ein Bekenntnis zu machen. Ich habe mich in der Zeit,

bevor ich Euer Haus zum zweitenmal besuchte nicht völlig rein gehalten, ich habe mit einer Dame hier ein kurzes Liebesverhältnis gehabt. Nichts ist davon wahr, daß ich sie ins Unglück gebracht hätte, sie lebt hier ganz zufrieden und unangefochten weiter, denke Dir die ganze Sache so unschuldig wie nur möglich.

Ich sehe Dein schönes, edles Antlitz sich verfinstern, während Du diese Zeilen liest. Ach ... 2c.

Diesen Brief legte er zugeschlossen, dem Schreiben an Schneider bei. Er schrieb an ihn, wie sein Dankgefühl es ihm eingab; er wollte seinem besonnenen Freunde folgen, doch konnte er sich nicht enthalten, mit Faust's Worten zu schließen:

„Denn Du hast Recht, vorzüglich weil ich muß.“

XVI.

Inzwischen verlebte François traurige Tage im fernen Afrika. Der trostlose Ort, in dem er stand, bot nichts wie schlechte Nahrung, reichlich Absynth und Überfluß von Sonnenschein und Hitze. Außer ihm waren noch vier Offiziere dort und

diese fünf Herren zerfielen natürlich in verschiedene Gruppen, die ganz verschiedene Interessen hatte.

Zwei von ihnen waren die ganze dienstfreie Zeit hindurch in Wolken von ätzendem Tabaksrauch gehüllt, während von innen die giftigen Nebel des Absynth ihr Gehirn umwölkten.

Zwei andere füllten ihre ganze Zeit mit den plattesten Liebesbeziehungen aus, ihr ganzes Denken und Handeln drehte sich um diese; sie redeten auch von nichts anderem und besprachen mit cynischer Offenheit alles und jedes bis in die kleinsten, geheimsten Einzelheiten hinein.

Die dritte Gruppe bildete François allein, der weder den ewigen Absynth und Tabaksgeruch, noch das unaufhörliche zoten ertragen konnte; doch hielt er sich mehr zu den Absynthverehrern.

Anfangs suchte er auch das Gespräch etwas zu beleben, gab dieses Unterfangen aber bald als gänzlich aussichtslos auf.

Es wurden nur drei Gesprächsstoffe immer und immer wieder durchgenommen. Den ersten und pikantesten bildete das Schimpfen über Vorgesetzte, den zweiten das Schimpfen über die Beschwerden

des Dienstes, den dritten die Avancementsaussichten.

Diese drei köstlichen Stoffe nun wurden, wohl um sie nicht zu schnell abzunutzen, sehr langsam und bedächtig behandelt — so etwa:

„Der General Z. ist ganz allein daran schuld, daß wir in diesem Hundeloch sitzen, der verfl ..."

— Fünf Minuten Pause. —

„Ich glaube der General S. ist gerade solch Schw . . ."

— Zwei Minuten Pause. —

„Kann wohl sein."

— Zehn Minuten Pause. —

„Das Reiten in diesem verfl . . . Staub und Sonnenbrand ist nicht zum aushalten."

— Fünf Minuten Pause. —

„Und dabei nichts ordentliches zu essen und zu trinken — es ist nicht zum aushalten."

— Zwei Minute Pause. —

„Weiß Gott."

— Zehn Minuten Pause —

„Die Majore A. B. C. sollen um ihren Abschied eingekommen sein."

— Fünf Minuten Pause. —

„Die Obersten D. E. F. auch."

— Zwei Minuten Pause. —

„Das gibt wieder ein bischen Luft."

— Schluß. —

Beginn eines neuen Gesprächs nach Beendigung einer Besichtigung in der Kaserne:

„Das Avancement war früher doch viel besser wie jetzt."

— Fünf Minuten Pause. —

„Ja der Kommandeur ist nur ein paar Jahre älter wie ich" u. s. w.

Einige Monate ertrug François es, dies wieder und immer wieder mitanzuhören, dann verzweifelte er und ging zu der anderen Interessengruppe.

Aber er konnte seinen Überdruß an dem unaufhörlichen anstößigen Gespräch oft nicht verbergen, und nun wurde er der Gegenstand des Spottes. Er war ein Schmachtlappen, ein Mönch, ein Zierpüppchen, ein Muttersöhnchen, und wenn er zugegen war, wurden grade ihm zum Ärger die unanständigsten Gespräche geführt.

Si 'l n'y a plus de gêne il n'y a plus de plaisir, sagte er endlich mit einem französischen

Sprichwort und kehrte zu den Absynthmännern zurück.

Seine Gesundheit litt unter dem Klima und der Lebensweise. Eine gedrückte Stimmung verließ ihn nie und der Kopf war ihm immer so schwer. Oft wußte er in der nächsten Stunde schon nicht mehr, was er in der Stunde vorher gemacht hatte, oft auch konnte er stundenlang dumpf vor sich hinbrüten, und dann schwebten ihm immer die schönen kühlen Wälder der Heimat vor; aber oft war es finster darin und unheimlich.

Im Dienst zog er sich Verweise zu wegen angeblicher Pflichtversäumnisse, und er wußte doch gar nicht, daß er etwas versäumt hatte.

Als er eines nachmittags im Kasernenhofe stand, fingen die finsteren Mauern an, um ihn herumzutanzen und Gesichter zu schneiden, während er tiefer und tiefer in den Boden versank.

Eine schreckliche Unruhe kam über ihn. Alle Erlebnisse der Vergangenheit und Gegenwart, alle Hoffnungen und Besorgnisse für die Zukunft, das alles wirbelte in gestaltenreichen Bildern um ihn

herum und alle diese Gestalten sprachen und wogten wild durcheinander.

Plötzlich war der Schwarm verschwunden und er sah nur noch Désirée und Schneider, wie sie sich in rasendem Tanz umeinander drehten und dazu lachten, lachten, ein gellendes Lachen, das ihm in die Seele schnitt.

Und jetzt sah er die schattenhaften Umrisse eines scheußlichen Dämons; nur die rotglühenden Augen waren deutlich zu erkennen, und er wandte seinen grausigen Blick nicht von ihnen, und sie wirbelten im Tanze fort, und ihr Lachen verklang in der Ferne.

Und da stand er dem Dämon gegenüber, allein ... in der ganzen weiten Welt war kein lebendes Wesen als nur er mit dem Dämon ... und in der ganzen Welt war finstere Nacht, nur er allein stand in einem fahlen Lichtkreis mit dem Dämon.

Und der bohrte seine glühenden Augen in ihn, immer tiefer immer tiefer, und er konnte sich nicht regen und ihm nicht ausweichen.

Und er kam näher ... kam näher ... und

jetzt berührte ihn sein heißer Atem und er sah, wie er seine Krallen öffnete.

Da schwanden ihm die Sinne in entsetzlicher Angst.

Aber grausige Schmerzen riefen ihn in die Besinnung zurück.

Der Dämon hatte die Krallen in seine Eingeweide geschlagen und zerrte und wühlte darin herum.

Vor den gräßlichen Qualen schwand die Angst und er schlug auf ihn los unter rasendem Schmerzgeheul, bis er aus Erschöpfung in eine neue Ohnmacht fiel.

Als er eines Tages zu sich kam, fand er sich mit Erstaunen in einem ihm unbekannten etwas kahlen Zimmer im Bette liegend; am Fenster, durch das die herrliche südliche Morgenluft hereinwehte, saß eine barmherzige Schwester und las in einem Buch.

Er sann und sann und endlich fiel ihm ein, daß er zuletzte im Kasernenhofe gewesen sein müsse.

Schwester, sagte er und erschrack über den

hohlen Klang seiner Stimme, Schwester, ich glaube ich bin gestern im Kasernenhof unwohl geworden.

Daß Sie im Kasernenhof unwohl geworden sind, ist wohl möglich, erwiderte sie freundlich lächelnd, aber gestern war das nicht, Sie sind vor vier Wochen aus Ihrer Garnison hierher gebracht worden.

Als er das hörte, wollte er sich vor Erstaunen im Bette aufrichten; dazu fehlten ihm aber die Kräfte. Er sah jetzt auf seine Hände und Arme und fand, daß er fast zum Skelett abgemagert war.

Aber doch fühlte er sich ganz wohl und war sogar heiter gestimmt.

Schwester, sagte er, bitte, geben Sie mir einen Spiegel, ich muß doch sehen, wer ich denn eigentlich bin.

Als er in den Spiegel blickte, erschrack er; wäre ihm dieses Bild nicht im Spiegel, sondern in einem Portrait entgegengehalten worden, er hätte sich entrüstet geweigert, es als sein Abbild anzuerkennen.

Die Schwester erzählte ihm jetzt, daß er an einem hochgradigen Typhus daniedergelegen habe

und dem Tode sehr nahe gewesen sei; jetzt aber hätten die Ärzte erklärt, daß er ganz außer Gefahr sei. Sie hätten schon vor ein paar Tagen erwartet, daß das Bewußtsein zurückkehren werde, weil der Puls ganz normal geworden sei und der Appetit rasch zugenommen habe.

Ihm kam jetzt allmählich die Erinnerung an die nächste Vergangenheit zurück, wenn auch nur dunkel, und ihn schauderte bei dem Gedanken an die gräßlichen Visionen und an die Qualen die er ausgestanden hatte.

Nach einigen Tagen aber schwand jedes Unbehagen, sein Appetit wurde riesengroß, er dachte an nichts wie an essen und trinken und gab sich diesen beiden Beschäftigungen mit einer staunenswerten Leistungsfähigkeit hin. Bald konnte er von einem Diener unterstützt, in den schönen, schattigen Garten des Spitals gehen und bei dem milden Klima den ganzen Tag dort zubringen. O wie war ihm dort so wohl im seligen Nichtsthun, wenn er durch das grüne Laubdach in den dunkelblauen Himmel schaute — viele Stunden lang. Und nach solchem Tage schlief er die

ganze Nacht, fest ohne je zu erwachen, ohne zu träumen.

Bei dieser Lebensweise erlangte er bald sein Körpergewicht wieder; aber mit der Rückkehr der Kräfte kaum auch eine andere Stimmung über ihn, das Bedürfnis nach Abwechslung, nach Verkehr, nach Thätigkeit kehrte zurück.

Mit Schaudern dachte er an seine Garnison. Nein, dahin wollte er nicht zurück! Ein langer Urlaub konnte ihm nach seiner schweren Krankheit nicht abgeschlagen werden.

Mit dem Gedanken an Urlaub erwachte die Sehnsucht nach der Heimat und mit ihr heiß und übermächtig die Sehnsucht nach Désirée.

Nein, er wollte nicht mehr zögern, so bald wie möglich sollte sie die seine werden; alle Hindernisse wollte er über den Haufen werfen, mochte sein Vater denken uud sagen was er wolle, seinem unabänderlichen Entschluß würde er schließlich nachgeben müssen.

Er wollte sich einen Aufenthalt im Gebirge, in der Schweiz, verordnen lassen, er hatte schon mit dem Arzt gesprochen. Von dort konnte er die Heimat leicht erreichen, er brauchte auch gar nicht

erst in die Schweiz zu gehen, es war ja nicht zu kontrolieren.

Der Urlaub kam, und obwohl er sich noch nicht völlig erholt hatte, reiste er sogleich ab.

Dem Rate des Arztes entgegen reiste er ohne Unterbrechung, so schnell es nur möglich war und nicht erst nach der Schweiz, sondern geradeswegs der Heimat zu. Das Dampfschiff, das ihn über die blauen Wogen des Mittelmeeres trug, schien ihm zu schleichen, selbst der sausende Eilzug, den er in Marseille bestieg, ging ihm nicht rasch genug.

Désirée's Bild wich nicht aus seinen Gedanken und immer, wenn er ungeduldig wurde, tröstete er sich, daß er ihr jetzt doch schon wieder so und so viel näher sei.

Lebhaft stand die Heimat vor ihm mit allen kleinsten Einzelheiten, aber alles diente nur als Rahmen für Désirée.

So überschritt er die Grenze; keineswegs mit dem Degen in der Faust als Rächer, sondern mit ganz anderen Gefühlen.

Endlich schimmerten in blauen, dunstigen Linien die Höhenzüge der Heimat herauf.

Die letzte Strecke mußte er im Wagen machen.

Jetzt sah er von einer Höhe unter sich das Dorf liegen, das das Teuerste barg, was es auf der Welt für ihn gab.

XVII.

Schneider vernachlässigte über der Fürsorge für Schulte seine eigenen Angelegenheiten nicht. Er bemühte sich eifrig und unablässig Désirée's Herz zu erobern — und er machte Fortschritte.

Heute gingen sie einmal wieder Arm in Arm im Garten auf und ab — sie gingen jetzt nur noch Arm in Arm — und sprachen von Familienangelegenheiten und allerlei wirtschaftlichem.

Désirée, sagte Schneider in der ruhigsten Tonart, Du bist jetzt in dem Alter, wo es Zeit ist zum Heiraten; hast Du noch nicht daran gedacht?

Sie errötete tief: Du bist recht indiskret . . .

Dann fuhr sie hastig fort: die Sophie Greiner . . .

O nein nein! diesmal laß ich Dich nicht entwischen. Ich beabsichtige noch viel indiskreter zu werden und Dich gradeheraus zu fragen, ob Du nicht mit mir fürlieb nehmen möchtest.

Er schlang seinen Arm um sie.

Ach Désirée, ich habe Dich so recht von Herzen lieb und mir scheint, daß Du mir auch gut bist. Wir passen gut zu einander, wir wollen ein Paar werden. Sag, ob Du willst, sag ja.

Sie war in großer Aufregung, ihr Busen wogte heftig:

Ach ja, schluchzte sie, ach ja ich will . . . ich wollte so gern . . . aber . . . ich habe etwas, was mich drükt.

Schneider trat befremdet zurück:

Wie! Was!

Ach, ich muß immer an François denken. Als er damals Abschied von uns nahm, war er so traurig und da sagte ich ihm, daß ich ihn immer lieb behalten wollte. Und als er mich zuletzt in Frankreich traf, da hat er mich immer so angesehen und so gethan, als glaubte er fest, ich sollte die seine werden.

Er lachte hell auf, dann drückte er sie fest an sich und gab ihr ein paar herzhafte Küsse.

Mein bist Du, kleine Närrin. Der glänzende französische Kavallerieoffizier möchte wohl sonderbar lächeln, wenn er erführe, daß ein kleines Mädchen im heimischen Thal immer noch seiner gedenkt.

Sie schwieg einen Augenblick, dann sagte sie leise: Ja ich will.

Sie weilten noch in glücklichem Zusammensein, als ein Wagen vorfuhr.

Sie gingen nun durch das Haus in den Vorgarten, um den Ankömmling zu empfangen, da die Eltern nicht zu Hause waren.

Dem Wagen war ein schöner, bleicher Mann entstiegen, der schwankenden Schrittes auf das Haus zukam.

François, rief Schneider, der voraufging, während Désirée an der Thür stehen geblieben war, welch glückliches Zusammentreffen! Désirée, komm doch näher! Sieh hier stelle ich Dir meine kleine Braut vor, vor einer halben Stunde haben wir uns verlobt.

François sank lautlos in Schneiders Arme — er war ohnmächtig.

Am Abend desselben Tages, als es schon dunkel war, verließ eine verhüllte Frauengestalt das Pfarrhaus und schritt durch den Garten seinem untern Ende zu; von der entgegengesetzten Seite

war auf einem Wiesenpfade ein Mann herangekommen, der ihrer wartend dort stand — es waren Anna und Schulte.

Wie danke ich Dir, daß Du gekommen bist, begann Schulte.

Sie seufzte tief und ihre Stimme klang schmerzlich bewegt als sie sprach:

Ich bin gekommen, um für das Leben Abschied zu nehmen.

O nein nein, rief er, ich bin gekommen, um mich für alle Ewigkeit nicht wieder von dir zu trennen.

Ich habe nach dem Rate meines Vaters und meines Bruders gehandelt und . . .

Was! Dein Vater und Dein Bruder haben Dir abgeraten! brauste er auf.

O nein. Mein Vater hat mir geraten, ich möchte reiflich überlegen, denn Du hättest immerhin sehr leichtsinnig gehandelt, und mein Bruder, ich möchte meinem Gefühle folgen, es werde mich schon den rechten Weg weisen.

Dann hat er Dir recht geraten. Ich kann es nicht glauben, daß meine gute, kluge, stolze Anna wegen eines Fehltritts unversöhnlich sein sollte.

Ach wenn es nur das wäre, wie leicht wollte ich vergeben und vergessen . . .

Glaube mir, fuhr sie in tiefbewegtem Tone fort, ich habe meinen Entschluß nicht leichthin gefaßt. Wie brennend schmerzt mich der Gedanke, daß ich von Dir für immer Abschied nehmen soll. Wie viele schlaflose Nächte, wie trostlose Tage habe ich durchlebt; aber da ist mir alles klar geworden.

Hättest Du so handeln können, wie Du gehandelt hast, wenn Du mich vom ersten Tage unseres Zusammentreffens an geliebt hättest, wie Du sagst?

Hättest Du vor allen Dingen, so lange Zeit fern bleiben können, ohne Dich um mich zu bekümmern, ohne daran zu denken, ob ich mich nach Dir sehnte? Jetzt ist Deine Leidenschaft wieder erwacht, ich glaube es, ich weiß es, Du bist kein Heuchler. Aber wie soll ich glauben, daß Deine Liebe jetzt dauernder sein wird, wie vorher. Ich handle für uns beide, wenn ich verzichte — ach wie schmerzlich verzichte! Aber wir würden nur unglücklich werden, wenn ein unzerreißbares Band

uns verbindet und Deine Leidenschaft eines Tages erlischt.

Lebe wohl!

Nein nein, rief er, leidenschaftlich ihre Hand ergreifend und sie gegen sein Herz pressend:

Nein nein, höre mich an. Du kannst mich nicht ganz verstehen; Du kennst zu wenig die wilde, harte Welt, wie sie außerhalb des Familienlebens ihre Wogen schlägt; Du weißt nicht, was alles auf das Herz eines Mannes einstürmt, um es zu verrohen, zu verhärten.

Auch mein Herz war kalt und hart geworden, es wollte den weichen Gefühlen der Liebe den Eintritt verwehren.

Wollte ich je eine Verbindung eingehen, so sollte der Verstand entscheiden, nicht das Herz; so sollte sie eine Staffel werden zu Gunst und Reichtum.

Ja Anna ich bekenne es, mit Reue und Beschämung bekenne ich es, ich wollte Dein liebes Bild aus meinen Gedanken verbannen.

Ich habe gekämpft und gerungen, einen langen schweren Kampf; ich bin fast darüber zugrunde gegangen.

Du hast gesiegt Anna. Stoß den Besiegten nicht von dir, er bedarf Deines Mitleides, er will eines Weibes wie Du würdig werden und bleiben.

* * *

Es ist ein eigenes Ding um das lebendige Wort, wenn es sich unbefangen, von voller Empfindung getragen an ein jugendliches Herz wendet.

Ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust, dann sagte sie leise mit gesenktem Blick:

Ich liebe Dich zu sehr, ich kann Dir nicht widerstehen, möge Gott uns schützen!

Er zog sie fest an seine Brust: Ja möge Gott uns schützen!

Sie trennten sich nun erst, als es die höchste Zeit war.

Er kehrte heim durch die finstere Nacht und ein kalter Regen schlug ihm ins Gesicht, aber in seinem Herzen war hellster Frühlingstag.

Am nächsten Tage fuhr er feierlichst zu Wagen vor und hielt bei dem Pastor, der durch seinen Sohn vorbereitet war, um die Hand der Tochter an.

Nach einigen väterlichen Redensarten gab er seine Einwilligung.

Freilich war Frau Schneider mit dieser Einwilligung durchaus unzufrieden. Denoit sollte Anna heiraten und Johannes eine Tochter der Theekarre.

Das kam nun alles anders. Sie mußte sich in ein widriges Schicksal fügen, und sie fügte sich mit einer Geduld, die sie möglichst zur Schau trug.

François, der arme François, blieb nur wenige Tage, bis er sich einigermaßen erholt hatte

Dann reiste er wieder fort in die öde, kalte Welt hinaus mit blutendem Herzen.

Aber die Wunden des Herzens heilen wie andere, nur langsamer. Hoffen wir, daß seine neue Heimat ihm noch alles bieten wird, was das Leben verschönert.

Druck von F. Reinboth in Leipzig.

Druck v. F. Reinboth, Leipzig.

Vogl

Peters, F.

Andere Übergangszeiten Roman

Leipzig 1888